

Vorwort von Dr. Torben Giese

Seit Mitte des Jahres 2020 diskutiert die städtische Gesellschaft in Stuttgart nun über die aktuellen Perspektiven auf die Erinnerung an den letzten württembergischen König Wilhelm II. Auslöser dieses Diskurses war die Neupositionierung des Denkmals von König Wilhelm II. von Hermann-Christian Zimmerle durch das Team des StadtPalais – Museum für Stuttgart.

Zu der ersten Phase des Diskurses bis Mitte des Jahres 2020 ist im September 2021 das erste »Begleitheft zum langen Diskursjahr 2021« erschienen, welches die aufgrund der Corona-Pandemie ausschließlich digital stattgefundenen Vorträge, Gespräche und Diskussionen dokumentiert und der interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat.

Diesem ersten Begleitheft folgt nun das zweite, welches den digitalen Diskurs zwischen Juli 2020 und dem Frühjahr des Jahres 2021 analog erschließt. Damit sollen ganz gezielt diejenigen Teile der Gesellschaft erreicht werden, die die sozialen Medien kaum oder gar nicht nutzen. Auch diesen Gruppen soll die Möglichkeit gegeben werden, sich die Inhalte des Diskurses über die Erinnerung an König Wilhelm II. zu erschließen.

In diesem Begleitheft sind vor allem die beiden großen Podiumsdiskussionen »Die Debatte um den Standort von König Wilhelm II.« vom 1.7.2020 und »Wo steht die Erinnerung an König Wilhelm II. von Württemberg heute?« vom 17.3.2021 aufgearbeitet. Ergänzt wird das Diskursheft durch den Vortrag von Dr. Edith Neumann vom 2.10.2020, der besonders prägnant und kompakt das Leben und

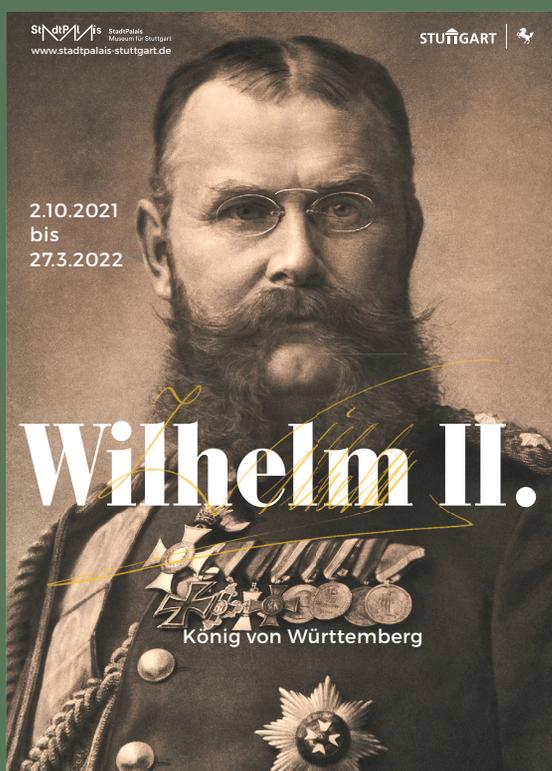


Wirken von König Wilhelm II. von Württemberg erläutert. Das dokumentierte Gespräch vom 12.5.2021 mit dem Titel »Ein Denkmal für den Bürgerkönig Wilhelm II.« mit Bertram Maurer fokussiert den Entstehungsprozess des Denkmals am Wilhelmspalais. Das Heft endet schließlich mit der Vorstellung Workshop-Ergebnisse am 19.5.2021, die im Rahmen einer Google-Forms Umfrage von den Bürgerinnen und Bürgern der Stuttgarter Stadtgesellschaft erhoben wurden.

Mit dem Erscheinen dieses zweiten Diskursheftes war und ist der Diskurs über Württembergs letzten König Wilhelm II. aber noch nicht zu Ende. Nutzen Sie die digitalen und analogen Möglichkeiten des StadtPalais – Museum für Stuttgart, um sich selbst ein Bild von und eine Meinung über König Wilhelm II. von Württemberg zu machen.

Ausstellung: »Wilhelm II. – König von Württemberg« 2.10.2021 bis 27.3.2022

Anlässlich des 100. Todestages von König Wilhelm II. von Württemberg im Oktober 2021 hat das StadtPalais – Museum für Stuttgart es sich gemeinsam mit dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart zur Aufgabe gemacht, einen neuen Blick auf den letzten und heute noch beliebten Monarchen von Württemberg zu werfen. Vom 2. Oktober 2021 bis 27. März 2022 ist die große Sonderausstellung



Das StadtPalais hat für diese Ausstellung zahlreiche kostbare und noch nie gezeigte Leihgaben aus Privatbesitz und aus öffentlichen Sammlungen zusammentragen. Mit rund 400 Exponaten zeigt die Jubiläumsschau die prägendsten Stationen im Leben König Wilhelms II.: angefangen von der glücklichen Kindheit im Prinzenpalais, der Studienzeit in Tübingen und Göttingen, der Karriere des Thronanwärters beim Militär, über die eigentliche Regierungszeit als König von Württemberg bis hin zum einfachen »Herzog« nach dem Ende der Monarchie 1918. Dabei wird Wilhelm II. in seiner historischen Rolle zwischen Pflicht und Kür im Privaten und Öffentlichen geschärft.

In der Ausstellung des Hauptstaatsarchivs ist Württembergs letzter König im Kreise seiner Freunde zu erleben. Fernab von jeglicher höfischen Inszenierung kommt Wilhelm selbst in ungeahnter Offenheit zu Wort. In privaten Briefen erzählt er von den Zwängen eines Monarchen, von unerfüllter Liebe, Krieg und Thronverzicht. Seine Zeilen sprühen aber auch von der Begeisterung für die Jagd, den Rennsport und die Kultur.

Letztlich liefern sie prägnante Antworten auf die Frage, wer Wilhelm wirklich war.

»Wilhelm II. – König von Württemberg« im StadtPalais und im benachbarten Hauptstaatsarchiv zu sehen. Schirmherr der Ausstellung ist Ministerpräsident Winfried Kretschmann MdL.

Podiumsdiskussion

Die Debatte um den Standort des Denkmals von König Wilhelm II. im StadtPalais – Museum für Stuttgart

Wo ist der geeignete Platz für das Denkmal des letzten württembergischen Königs Wilhelm II. von Württemberg? Über diese Frage hat eine Runde aus Akteur*innen der

Stuttgarter Stadtgesellschaft am 1.7.2020 im StadtPalais – Museum für Stuttgart diskutiert. Dabei wurde deutlich: Hinter dem Streit um Wilhelm II. stehen größere Fragen.*



Aufzeichnung der Podiumsdiskussion vom 1.7.2020. Link: <https://youtu.be/k9-UixBB6CQ>

Marc Gegenfurtner:

Meine lieben Freunde des StadtPalais! Als solche möchte ich all diejenigen bezeichnen, die im und mit dem StadtPalais diskutieren, streiten, sich austauschen und ihre Meinung sagen. Also all das tun, was gute Freunde tun. Die Tatsache, dass die Diskussion um den Denkmal-Standort Wilhelms II. in den Medien bereits vor der Corona-Pandemie zur übergeordneten Frage nach der Stadt und der Regionalgeschichte wurde, hat mich – als zwar nicht mehr ganz neuen, aber auch noch nicht historischen Kulturamtsleiter – dazu veranlasst, Sie mit ein paar Worten zu begrüßen. Seit etwa einem Jahr darf ich, der ich in der Region aufgewachsen bin, mich nun wieder eingehender mit Stuttgart beschäftigen. Ich konnte in dieser Zeit im StadtPalais Aspekte der Stadtgeschichte kennenlernen, die mir bis dahin tatsächlich eher unbekannt waren. Als »Zurückgekehrter« konnte ich Stuttgart so etwas anschaulicher und durch die vielen Bezüge zur Gegenwart auch neu kennenlernen. Ich war zuletzt in München tätig – und beim Umsiedeln in die alte Heimat hat mir auch das auf einer StadtPalais-Stofftasche abgedruckte Ringelnatz-Zitat geholfen: »Stuttgart ist schön, gegen dieses scheiß München ein Paris!«

Kurzum: Ich habe das StadtPalais als Ort des lebendigen Geistes, des Denkanstoßes und der Begegnung kennen- und schätzengeliebt. Ich freue mich, dass das auch weiterhin der Fall ist. In diesen Zeiten und gerade auch, wenn es um kontroverse Themen geht.

Ich muss gestehen, dass mir Wilhelm II. lange Zeit fremd war. Mich hat die Skulptur mit den beiden Hunden anfangs eher irritiert – was übrigens rein wirkungstechnisch sehr für ein Kunstwerk im öffentlichen Raum spricht. Ich habe mich erst jetzt eingehender mit dem Thema befasst, als es durch die Zeitungen in den öffentlichen Diskurs rückte. Ich bin froh, dass man sich heute endlich zusammensetzt, um über die Frage nach dem richtigen und dem angemessenen Erinnern an den letzten König Württembergs zu diskutieren. Das spricht sehr für das StadtPalais als Diskursort. Ich muss auch gestehen, dass die Art und Weise, wie der inhaltliche Austausch bislang mitunter ablief, mein »Neu-Stuttgart-Bild« auch wieder ein klein wenig ins Wanken gebracht hat. Denn im Zuge der Neubeschäftigung mit dieser Stadt ist mir aufgefallen, dass das immer schon vorherrschende große kulturelle Selbstbewusstsein seit ein paar Jahren noch offener und aufgeschlossener wurde.

* Moderiert wurde der Abend von Jan Sellner von der Stuttgarter Zeitung. Marc Gegenfurtner, Leiter des Kulturamts der Stadt Stuttgart, sprach ein Grußwort. Dr. Edith Neumann, Sammlungsleiterin und stellvertretende Direktorin des StadtPalais – Museum für Stuttgart führte inhaltlich in die Thematik ein.

An der Podiumsdiskussion waren folgende Akteur*innen beteiligt: Dr. Torben Giese, Direktor StadtPalais – Museum für Stuttgart, Professor Dr. Wolfram Pyta, Professor für Neuere Geschichte und Leiter der Abteilung für Neuere Geschichte am Historischen Institut der Universität Stuttgart, Dr. Wolfgang Müller, Vorsitzender AgS Stuttgart (Arbeitsgemeinschaft Stadtgeschichte Stuttgart). Darüber hinaus Veronika Kienzle, Bezirksvorsteherin Stuttgart-Mitte, Dr. Albrecht Ernst, stellvertretender Leiter des Hauptstaatsarchivs Stuttgart und Lisa Gerlach, Stuttgarter Bürgerin und Briefschreiberin.



Marc Gegenfurtner

Darüber hinaus werden Diskussionen auf Augenhöhe geführt und Meinungsverschiedenheiten konstruktiv ausgetragen. Manche der Argumente, die ich in der Zeitung und auch in Zuschriften gelesen habe, haben mich dann aber doch etwas erstaunt. Nicht, weil hier vehement für die eigene Meinung eingetreten wurde – das halte ich mehr denn je für eine demokratische Qualität und Errungenschaft, für die gerade in dieser Stadt in besonderem Maße gestritten wird. Aber wie mitunter eine wissenschaftliche Meinung und deren Träger verbrämt wurden, das ließ mich offen gestanden aufhorchen.

»In Zeiten, in denen weltweit immer öfter und immer unverhohlener wissenschaftliche Erkenntnisse, selbst von Staatsvertretern bestritten und verhöhnt werden, sollten wir uns gut überlegen, wie wir Demokraten uns auch in scheinbar kleineren Angelegenheiten begegnen.«

Marc Gegenfurtner

Man muss mit den Meinungen der Stadt und ihrer Fachleute selbstverständlich nicht unreflektiert einverstanden sein. Das zeichnet eine lebendige Stadtgesellschaft sogar aus. Aber man sollte sich mit ihnen konstruktiv, nicht pejorativ, auseinandersetzen. Zumindest, wenn man das auch umgekehrt erwartet. Wer Augenhöhe will, sollte sich nicht vorschnell erheben. In Zeiten, in denen weltweit immer öfter und immer unverhohlener wissenschaftliche Erkenntnisse, selbst von Staatsvertretern

bestritten und verhöhnt werden, sollten wir uns gut überlegen, wie wir Demokraten uns auch in scheinbar kleineren Angelegenheiten begegnen. Wissenschaftlichkeit, die rechthaberisch wahrgenommen wird, ist nicht zielführender als Rechthaberei, die wissenschaftlich tut.

»Der Weg des Geistes ist die Vermittlung, der Umweg.«; Dieses Zitat des großen Stuttgarter Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel, dessen 250. Geburtstag wir dieses Jahr mehr schlecht als recht feiern können, hing im vergangenen Jahr groß am Hegel-Haus. Für einen solchen vermittelnden Umgang möchte ich plädieren. Gerade auch im Bereich der Stadtgeschichte, die in einem so großen Maße von der Zusammenarbeit abhängt. Der Zusammenarbeit von öffentlichem Dienst und Ehrenamt, also von professionell ausgebildeten einerseits und andererseits von Historikern und anderen Menschen, die aus Leidenschaft zur Sache argumentieren.

Weil die Zusammenarbeit der verschiedenen Stuttgarter Einrichtungen mit der Bürgerschaft so vielfältig und vielstimmig ist, wird die Stelle für Erinnerungskultur, die der Gemeinderat im Dezember 2020 beschlossen hat und die wir demnächst ausschreiben wollen, im erinnerungskulturellen Gefüge Stuttgarts auch eine wesentliche, moderierende Rolle spielen müssen. Nicht nur, weil es so viele Meinungen und Meinungsführende gibt, sondern auch, weil die Frage nach den noch weithin unerforschten Aspekten der Stadtgeschichte eine immer größere Rolle spielt. Unter anderem auch deswegen, weil es nicht nur unerzählte Narrative gibt, sondern auch unerwähnte Narrateure, also bislang ausgeblendete Erzählende. Sie sehen also, Stadtgeschichte ist ein sehr weites Feld und ich bin sehr gespannt, wie das heute Abend beackert wird. Das Wichtigste ist, dass es fruchtbar und nicht furchtbar wird. In diesem Sinne wünsche ich uns heute einen ertragreichen Abend und auch in Zukunft eine lebendige und von Wertschätzung und Gemeinsamkeit geprägte Erinnerung. Ich darf nun das Wort an die Sammlungsleiterin Frau Dr. Edith Neumann übergeben.

Edith Neumann:

Auch ich begrüße Sie heute ganz herzlich im digitalen StadtPalais. Ich freue mich, dass diese wunderbare Podiumsdiskussion, die wir aufgrund der Corona-Pandemie schon einmal verschoben haben, heute stattfinden kann.



Am Pult: Marc Gegenfurtner, sitzend (v.l.n.r.): Prof. Dr. Wolfram Pyta, Dr. Albrecht Ernst, Dr. Torben Giese, Jan Sellner, Veronika Kienzle, Dr. Wolfgang Müller und Lisa Gerlach

Ich gebe Ihnen eine kleine Einführung in das Bild des Königs und in die Figurengruppe – als Vorbereitung für die kommende, hoffentlich spannende Diskussion.

Die Podiumsdiskussion heißt **»Die Debatte um den Standort der Figur von König Wilhelm II.«** Oder wie ich sagen würde: **»Wie man an den letzten König, Wilhelm II. erinnert.«**

Angefangen hat es mit dem schwäbischen Literaten Thaddäus Troll. Nach dem Ende der Monarchie war der König erst einmal vergessen und es wurde nicht mehr groß über ihn geredet. Erst im Jahr 1978 fiel Thaddäus Troll ein, dass der König in der Stadt überhaupt keine Rolle spielte und er ließ anlässlich seines 130. Geburtstages einen Kranz auf dessen Grab legen, mit der Aufschrift: »Dem wahrhaft liberalen Landesvater, seine treuen Württemberger«. Damit stieß er unwissentlich etwas an, das Folgen haben sollte. Ab April 1980 begann die Chefredakteurin der Stuttgarter Illustrierten, Anni Willmann, mit einer Artikelserie zu »Württembergs geliebten Herrn und dem Demokraten auf dem Königsthron«. Und es gab weitere Ideen: 1981 veranlasste der Verschönerungsverein von Stuttgart, dass ein Abguss eines Bronzereliefs des Bildhauers Ludwig Habich aus dem Jahre 1911 in der damaligen Stadtbücherei angebracht wird. Es befindet sich auch heute noch im StadtPalais.

1983 beschloss der Landesverband Baden-Württemberg für Hundewesen anlässlich seines 75-jährigen Bestehens, den Hundefreund König Wilhelm II. zu ehren. Konkretisiert wurde dies drei Jahre später, als der Tierarzt Dr. Hugo Gehring auf eigene Kosten den 65-jährigen Bildhauer Hermann-Christian Zimmerle aus Hemmingen mit einem Modell des Denkmals beauftragte. Wiederum drei Jahre später war das Modell fertig – dann ging es an die Finanzierung. Der Verleger und Autor Hans-Frieder Willmann initiierte einen Spendenaufruf zur Realisierung der Figurengruppe. Der Verein »Pro Stuttgart e.V.«, der seit 1987 ebenfalls unter dem Vorsitz von Willmann stand, unterstützte die Spendenaktion, und es gingen angeblich 250.000 D-Mark von der Bürgerschaft ein. Das Geld war also da, und die Bronze wurde gegossen. Aber man suchte noch nach einem Aufstellungsort.

Das gestaltete sich schwieriger als gedacht, denn weder die Stadtverwaltung noch das Land hatten einen Platz zur Verfügung gestellt – und eigentlich wollte diese Plastik keiner so wirklich haben.

Man wusste nicht richtig, wie man diese Erinnerung einordnen sollte, und schließlich kam es zu Diskussionen. 1991 erklärte Hannelore Jouly, die damalige Direktorin der Stadtbücherei, dass die Skulptur vor dem Wilhelmspalais stehen



Dr. Edith Neumann

darf. Und tatsächlich – am 7. Mai 1991 wurde sie dort der Öffentlichkeit übergeben. Auch Herzog Karl von Württemberg stiftete Geld für das Denkmal und war bei der Eröffnung anwesend. Er freute sich über die Skulptur. 1993 schrieb Anni Willmann nach den ganzen Ereignissen ihr Buch »Der gelernte König«. Darin tauchten viele Anekdoten zum König auf, viele Erzählungen und Nacherzählungen von Menschen, die den König noch kannten. Dieses Buch beflügelte die Erinnerung um das Denkmal und den König weiter. Die ganze Geschichte der Figurengruppe wurde von Dr. Torben Giese in einem Buch über das Wilhelmspalais, das vergangene Jahr erschienen ist, erstmals zusammengefasst. Dann kam die Neuauftellung. Im Oktober 2013 wurde die Statue mit Zustimmung des Verkehrsvereins abgebaut und zwischengelagert. Es gab ein Versetzungsgutachten von Juli 2013 und 2015 kam es zu einer neuen Platzwahl. Die Abstimmung für die erneute Aufstellung wurde in Absprache mit dem Planungsstab selbst und mit dem Architekturbüro LRO getroffen. Letzteres hat auch dieses Haus umgebaut. Als neuer Ort wurde der Garten des StadtPalais ausgesucht. Dann, im September 2017, fand die Wiederauferstehung der Skulptur tatsächlich statt – und heute ist sie bei sämtlichen Aktivitäten im Garten des StadtPalais mitten im Geschehen. Jetzt erzähle ich noch etwas zu Wilhelm II. – und zwar eigentlich gerne anhand von Bildern, denn wir haben ja eine Figurengruppe und ein Abbild von Wilhelm II. Ich möchte ihn gerne ein bisschen als Person vorstellen. Anders als bei Karl von Württemberg, gibt es tatsächlich zeitgenössische Fotografien von Wilhelm II. Die Aufnahmen, die ich Ihnen heute vorstelle, zeigen ihn in der Regel privat, und nicht im

Kontext irgendeiner Zeremonie. Er ist ein eleganter, gut gekleideter »Grandseigneur«, sieht gut aus und hasst es eigentlich, Orden zu tragen. Auf der einen Seite sehen Sie ihn im Jahr 1899. Da ist er bereits seit acht Jahren König. Daneben sehen Sie ihn 1905. Das ist ungefähr die Zeit, in der er die beiden Spitze in Hedelfingen gekauft hat. Das hier wiederum ist im Jahr 1870: Er ist noch sehr jung und bereits verheiratet. Sie sehen, die Bartmode hat bei ihm stark gewechselt. Er wirkt entspannt, mit bürgerlicher Kleidung und elegant angezogen. Andere Aufnahmen des Königs sind eher selten, außer die offiziellen natürlich. Hier sehen Sie ihn nochmals älter, zwischen 1910 und 1912. Er steht im Garten von Friedrichshafen, also im Urlaub, und ohne jeglichen Zwang, sich besonders anziehen zu müssen. Es ist auch die Zeit, wie man ihn aus Erzählungen kennt, als er mit den beiden Spitzen spazieren ging. Ein anderer Rückblick zeigt den ganz jungen Mann, mit 15 Jahren wurde er Leutnant. Da klar war, dass Wilhelm Thronfolger wird, bereitete man ihn gut auf dieses Amt vor – auch als obersten Befehlshaber des Landes. Er war im Krieg und im Militärdienst, und danach sozusagen eine Weile auf »der freien Pirsch«. 1877 heiratete er in erster Ehe Marie zu Waldeck und Pyrmont. Noch im selben Jahr kam seine Tochter Pauline zur Welt. Sie ist das einzige Kind, das ihm bleibt – Thronfolger Ulrich starb nach nur fünf Monaten. Auch seine Ehefrau Marie verstarb, und es wurde deutlich, dass König Karl immer älter wird. Der junge Wilhelm II., oder damals nur Wilhelm, musste übernehmen.

**»Wir werden darüber nachdenken,
wie liberal das Land unter Wilhelm II. war,
wie stark er in seiner Rolle
im Deutschen Reich sein konnte,
wie er überhaupt regieren konnte
und wo er mit Ministern
regieren musste.«**

Edith Neumann

Er vertrat immer öfter seinen Onkel Karl, und sah sich gezwungen, nochmals zu heiraten. Hier sieht man ihn 1886 frisch verheiratet mit Charlotte zu Schaumburg-Lippe. Einmal ganz offiziell, so wie er auch auf Gemälde-Porträts auftaucht, mit seinen Orden und Auszeichnungen – eben in der Militäruniform des Oberbefehlshabers. 1891 wurde er König. Das Foto

zeigt ihn in der Anfangszeit seines Königtums. Nach der heutigen Diskussion geht für mich die Arbeit weiter, denn ich bereite derzeit eine Ausstellung vor. Zeigen werden wir sie im nächsten Jahr, anlässlich des 100. Todestages von Wilhelm II. Hier sehen Sie das Plakat. Es ist bereits fertig und es wird eine Fülle von Aspekten geben. Wir werden darüber nachdenken, wie liberal das Land unter ihm war, wie stark er in seiner Rolle im Deutschen Reich sein konnte, wie er überhaupt regieren konnte und wo er mit Ministern regieren musste. All diese Fragen stellen wir uns gerade, und wir freuen uns auf eine gute Diskussion im Laufe der nächsten Zeit, die wir weiterhin mit Ausstellungen und Veranstaltungen betreuen werden. Jetzt übergebe ich das Wort an Herrn Sellner.

Jan Sellner:

Auch von mir einen schönen guten Abend. Ich darf Sie sehr herzlich begrüßen. Mein Name ist Jan Sellner, ich bin Leiter der Lokalredaktionen von der Stuttgarter Zeitung und den Stuttgarter Nachrichten. In unserer Redaktion hat dieses Thema sehr viel Raum eingenommen, auch schon vor der Corona-Pandemie. Ich darf den Abend mit einem Dank an Herrn Gegenfurtner und Frau Neumann für diese sehr kompetente Einführung eröffnen. Wir werden uns in der nächsten dreiviertel Stunde über verschiedene Themen unterhalten. Über Denkmäler, die in der Weltgeschichte auch immer mal wieder gestürzt werden können, wie wir in diesen Tagen erneut erfahren. Wir sind uns, so glaube ich, trotz unterschiedlicher Meinungen einig: Wilhelm II. war kein Sklavenhalter, dessen Denkmal im Neckar entsorgt werden müsste, oder im fiktiven Meer, das demnächst hier wieder rund um das StadtPalais entsteht. Die Frage ist viel mehr: »Wie prominent soll Wilhelm II. am StadtPalais und damit auch im Stadtbild in Erscheinung treten?« Darüber diskutieren wir.

Es ist die Fortsetzung einer offenen Diskussion, die schon länger läuft, aber durch die Corona-Pandemie unterbrochen wurde. Wir möchten die Diskussion heute wieder aufnehmen. Ich begrüße auf dem Podium sehr herzlich Frau Lisa Gerlach, eine Historikerin, die sich an der Diskussion und an der Debatte schon aktiv beteiligt hat. Ich darf außerdem Herrn Wolfgang Müller von der Arbeitsgemeinschaft Stadtgeschichte ganz herzlich begrüßen. Zudem Veronika Kienzle, Bezirksvorsteherin von Stutt-

**»Die Frage ist viel mehr:
Wie prominent soll Wilhelm II.
am StadtPalais und damit auch
im Stadtbild in Erscheinung treten?«
Darüber diskutieren wir.«**

Jan Sellner

gart-Mitte, und Torben Giese, Direktor und Hausherr des StadtPalais – Museum für Stuttgart. An seiner Seite Albrecht Ernst, der stellvertretende Leiter des Hauptstaatsarchivs, und Wolfram Pyta, Professor für Neuere Geschichte und Leiter der Abteilung für Neuere Geschichte am historischen Institut der Universität Stuttgart.

Herr Giese, ich darf die erste Frage an Sie richten. Sie haben Wilhelm II. und seine zwei Hunde nicht persönlich abgesetzt, Sie haben ihn auch nicht persönlich in den Garten zurückversetzt. Aber Sie stehen zu dieser Entscheidung. Was stört Sie an dem ursprünglichen Standort vor dem StadtPalais?



Jan Sellner

Torben Giese:

»Stören« ist immer ein schwieriges Wort. Man muss es eigentlich umdrehen: Uns stört an dieser Statue gar nichts. Wir haben uns nur die Frage gestellt: »Ist das das richtige Denkmal vor einem StadtPalais, das sich als Museum des 21. Jahrhunderts für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieser Stadt versteht?« Auf diese Frage sind wir zu dem Schluss gekommen, erst mal grundsätzlich zu sagen: »Nein, das glauben wir nicht.«

Warum? Weil wir glauben, dass König Wilhelm II. eine Identifikationsfigur für die ältere Generation dieser Stadt ist. Das ist er unumwunden, das werden wir niemals in Frage stellen und

das ist auch vollkommen legitim. Aber wir glauben nicht, dass er eine Identifikationsfigur für alle Stuttgarter*innen ist. Daraufhin haben wir uns die zweite Frage gestellt: »Könnte er es denn sein? Ist es vielleicht unsere Aufgabe als Museum, dafür zu sorgen, dass König



Dr. Torben Giese

Wilhelm II. zur Identifikationsfigur werden könnte?« Auch diese Frage haben wir erst einmal mit »Nein« beantwortet, weil wir dann mit Sicherheit sagen müssten, dass er der liberalste der deutschen Monarchen war. Aber er ist und bleibt ein Monarch, und kann damit nicht für eine freie, selbstverwaltete und selbstbestimmte Stadt im 20. und 21. Jahrhundert stehen.

»Uns stört an dieser Statue gar nichts. Wir haben uns nur die Frage gestellt: Ist das das richtige Denkmal vor einem StadtPalais, das sich als Museum des 21. Jahrhunderts für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieser Stadt versteht?«

Torben Giese

Außerdem haben wir uns im Zuge der Entwicklung des Buches gefragt: »Ist denn dieses Denkmal überhaupt ein adäquater Umgang mit Wilhelm II.?« Auch da haben wir für uns gesagt: »Ein Denkmal ist ein Denkmal. Das ist nicht zu hinterfragen. Es ist richtig, wie es dort steht.« Aber es geht uns in der Liberalisierung und Demokratisierung des Königs viel zu weit, dass man diese zwei Dinge sozusagen zusammenfasst.

Jan Sellner:

Ist es wegen des Systems, wie damals schon der berühmte Ausspruch eines Revolutionärs lautet oder ist es wegen der Personen? Sie sagen selbst, Wilhelm II. ist einer der liberalsten, oder sogar der liberalste der damaligen Fürsten.

Torben Giese:

Es ist interessant, wie man hier in Baden-Württemberg dem Tag der Revolution von 1918/19 und mit der Absetzung des Königs umgegangen ist. Die Frage nach dem »Warum« ist dabei eigentlich unerheblich. Ob der König aufgrund des Systems oder seiner Person gehen musste. Er ist gegangen worden, so wie in allen anderen deutschen Staaten auch. Ob das richtig oder falsch war, ist für einen Historiker wie mich immer schwierig zu beantworten. Das Denkmal erklärt ihn eigentlich sozusagen zum Bürger. Nicht zum »Bürgerkönig«, sondern zum Bürger. Und genau da ist für uns die Grenze, an der wir sagen: »Nein, da wollen wir eigentlich nicht mitgehen.« Denn für uns ist er kein liberaler Demokrat, zu dem ihn dieses Denkmal verklärt. Er ist liberal, keine Frage. Aber er ist ein liberaler Monarch, doch als solcher wird er nicht dargestellt.

Jan Sellner:

Herr Professor Pyta, was ist Ihr Blick auf Wilhelm II. und auf das Denkmal?

Wolfram Pyta:

Man muss Kriterien entwickeln, und zwar nicht nur Kriterien für Württemberg, sondern für Gesamteuropa. In Europa hat es 1914 nur einen Staat gegeben, der keine Monarchie war. Das war Frankreich, nehmen wir mal die Eidgenossenschaft aus. Alle Staaten waren Monarchien. Die Monarchie ist die selbstverständliche Form von Herrschaft. Aber Monarchien sind ja keine Diktaturen. Es gibt verschiedene Abstufungen: Es gibt die parlamentarischen Monarchien, wie beispielsweise in Belgien und den Niederlanden, Dänemark und Großbritannien, in denen das Parlament die Personalentscheidungen der Regierung trifft. Und es gibt konstitutionelle Monarchien, wie im deutschen Kaiserreich und in den einzelstaatlichen Monarchien, in denen die Personalfindung noch ein letztes Reservat des Königs ist. Wir müssen uns also über Kriterien verständigen, mit denen damals Monarchien und Monarchen gemessen wur-

den, sozusagen gesamteuropäische Kriterien. Da finden wir zum Beispiel den irritierenden Befund, dass in einer der liberalsten Monarchien, nämlich in Belgien, deren Verfassung im Jahr 1830 eine der fortschrittlichsten war, ein Monarch namens Leopold I. unter anderem dafür verantwortlich war, dass in seinem Privatbesitz im belgischen Kongo mehrere Millionen Menschen umgebracht wurden.

Jan Sellner:

Sind das auch die Denkmäler, die jetzt gestürzt werden?

Wolfram Pyta:

Ja. Das ist sozusagen die Frage nach den Kriterien. Das Zweite ist: Wir müssen den württembergischen König Wilhelm II. mit den anderen deutschen Monarchen und Großherzogen vergleichen. Nur das kann aus der Zeit heraus die »Benchmark« sein, zumindest für mich als Wissenschaftler. Dabei wird man vielleicht zwei Fragen stellen. Ich würde zwei Kriterien vorschlagen.

**»Wir müssen
den württembergischen König Wilhelm II.
mit den anderen deutschen Monarchen
und Großherzogen vergleichen.
Nur das kann aus der Zeit heraus
die »Benchmark« sein, zumindest
für mich als Wissenschaftler.«**

Wolfram Pyta

Die erste Frage ist die nach dem Verhältnis der Monarchen zum Militär. Wir wissen, dass das deutsche Kaiserreich, nicht zuletzt Preußen, wo das Militär außerhalb der Verfassung steht, ein starkes Einfallstor für autoritäre Tendenzen und Strömungen bildete. Wir wissen auch, dass es Tendenzen gab, das Militärische zur Gesamtnorm für das gesellschaftliche Zusammenleben zu verklären, was auch als Militarismus bezeichnet wird.

Dann wäre die Frage: »Wie steht Wilhelm II. zu einem möglichen Primat des Militärischen?« Das ist für mich ganz entscheidend.

Die zweite Frage ist die nach der Bürgerlichkeit, die damit verbunden ist. Was ist Bürgerlichkeit? Bürgerlichkeit ist zunächst einmal ein



Prof. Dr. Wolfram Pyta

hohes Gut der Selbstreflexion, über sich selbst und seinen eigenen Standort nachzudenken, ihn in Frage zu stellen. Bürgerlichkeit bedeutet auch die Verabschiedung vom Denken in Klassengegensätzen, weil das Bürgertum konstitutiv auf Leistung setzt und Aufstieg durch Leistung verheißt.

Das sind für mich die beiden Kriterien, die letztlich darüber bestimmen, Wilhelm II. in eine Gesamtgeschichte der deutschen Monarchie einzubetten. Davon möchte ich abhängig machen, wo er dann vielleicht in Stuttgart seinen Standort verdient.

Jan Sellner:

Das klingt nach weiterer Forschungsarbeit.

Wolfram Pyta:

Ja, unbedingt. Herr Dr. Albrecht Ernst hat uns ja in entbehrungsvoller Detektivarbeit Quellen ausgegraben, die beispielsweise – ich will nur einen vielleicht etwas pointierten Satz vermitteln – Wilhelm II. als »Corona-Experten« zeigen. Der als Verbindungsstudent selbstverständlich weiß, was eine »Corona« ist – nämlich der Teil in einer Kneipe, den man in allen Verbindungsstudentischen Zirkeln kennt, und der bei jedem studentischen Ritual eine Rolle spielt. Es will aber in diesem Fall nur heißen: Wilhelm II. hat in seinen lebenslangen Freundschaften im Verbindungs-Studententum gelernt und gelebt, ein echter Lebensbund. Das ist überaus diffizil und differenziert, und spricht dafür, dass jemand auch über die »schwäbischen Welten« hinausdenkt. In Göttingen war er im Übrigen bei das »Corps Bremensia«. Die lebenslangen Freundschaften und die Briefe, die davon zeugen, verraten ein hohes Maß an Selbstreflexion.

Jan Sellner:

Bevor wir gleich in die Diskussionen über die konkrete Standardfrage kommen: Herr Dr. Ernst, Sie sind angesprochen. Sie sind einer der profunden Wilhelm II.-Kenner. Sie haben die Korrespondenz von ihm gelesen und befassen sich intensiv mit ihm. Wen haben Sie da kennengelernt?

Albrecht Ernst:

Also, ich muss ganz offen sagen: Bevor ich auf diese Briefe aufmerksam wurde, sie gezielt gesucht und dann auch gefunden habe, war mir Wilhelm II. zwar ein Begriff – aber in erster Linie tatsächlich so wie er durch dieses Denkmal ein Stück weit symbolisiert wird.: dieser spazieren gehende ältere Herr mit seinen Hunden, der irgendwie ein »lieber Kerl« war. Durch die Auswertung der Briefe habe ich nun eine hochspannende und interessante Persönlichkeit kennengelernt. Ein britischer Professor, dem ich einen Teil der Briefe zu lesen gab, hat gesagt: »Es gibt in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg keinen einzigen Monarchen, über den wir inzwischen so genau Bescheid wissen wie über Wilhelm II. Wir kennen seine Höhen, seine Tiefen, seine Schwächen – wir kennen ihn in all seinen Facetten. Forschungsarbeit, wie Professor Pyta eben sagte, ist tatsächlich angesagt. Denn er war Monarch – und ich kann ihn deshalb hier nicht nur durch seine Briefe präsentieren, da muss man auch immer mitdenken. Wilhelm schilderte etwa nach seiner Abdankung in einem Brief, dass er so stolz sei Stuttgart zu einer »Stadt der Künste« gemacht zu haben. Dabei muss man einiges bedenken, nicht nur in Stuttgart. Wir gehen ja bis zum Schiller Nationalmuseum nach Marbach. Und hier haben



Dr. Albrecht Ernst

wir das Staatstheater, das Kunstgebäude und, und, und. All das waren Dinge, auf die er 1921 mit Stolz zurückschauen konnte. Was wollen wir jetzt mit diesen Gebäuden machen? Am Staatstheater ist nach wie vor ein »W« an den Türen angebracht. Muss das in diesem Kontext dann auch entfernt werden? In einem seiner Briefe als Kronprinz schrieb er: »Es ist mir zuwider, glorifiziert zu werden.« Das wollte er nicht. Er wollte wirklich als Mensch und Bürger geschätzt werden, und nicht nur wegen seiner Krone, die er ja nie trug. Einfach als jemand, der ernst zu nehmen ist. Was ich bei Wilhelm auch kennengelernt habe, ist Humor. Er selbst war einer, der gelegentlich auch Kuren machte, um sich ein bisschen zu »entfetten«, wie er es selbst schrieb. Es heißt ja übrigens immer, er sei auf diesem Denkmal viel zu schlank dargestellt. Wenn er dieses Denkmal mit seinen Hunden sehen würde, nähme er das sicherlich durchaus amüsiert zur Kenntnis. Sie sehen: Zu den Briefen könnte man unheimlich viel sagen. Aber ich denke, das stelle ich im Moment ein.

Jan Sellner:

Herr Ernst, nur einen Satz noch dazu: Können Sie etwas über den Umfang der Briefe sagen und wie Sie damit umgehen?

Albrecht Ernst:

Also es sind rund 700 Briefe. Von der Postkarte bis zum 16-seitigen Brief. Briefe, die wirklich im »Du-Stil« geschrieben sind, den es sonst von einem Monarchen aus dieser Zeit nicht gibt.

Jan Sellner:

An wen adressiert?

Albrecht Ernst:

An zwei Freunde aus der Göttinger Verbindung »Bremensia«. Mit ihnen war er zeitlebens auf das Engste verbunden. Er schildert ihnen beispielsweise seine Eheprobleme, wenn wir schon beim Thema »Bürger« sind. Er schildert auch, dass er »wie ein Kettenhund heulte«, als er gezwungen wurde, die Monarchen-Laufbahn einzuschlagen. So etwas muss man auch sehen. Er hatte in Göttingen eine junge Frau, eine Professorentochter kennengelernt, die er sehr liebte und mit der er einige Jahre zusammen war. Dann war er gezwungen, diese Beziehung aufzulösen. Das ist das Besondere an den Briefen: Wem vertraut man das an? Den

engsten Freunden? Freunden fürs Leben? Was soll mit den Briefen geschehen? Sie sind mir eine große Sorge, weil ich immer noch überlege, diese Briefe jetzt auch öffentlich verständlich zu machen. Da werden ja Namen genannt. Mein Wunsch wäre, und ich hoffe, dass Sie es schaffen, zum 100. Todestag und zum Start der Ausstellung im StadtPalais eine Edition der Briefe herauszubringen. Nicht vollständig, denn es gibt auch Briefe nach dem Motto: »Holst du mich am Bahnhof ab?«. Das brauchen wir nicht. Aber eben auch sehr mächtige Briefe, die die Situation im Wilhelmshpalais ziemlich genau unter die Lupe nehmen.

Jan Sellner:

Das wäre ein wunderbares Zusammentreffen mit der Ausstellung, wenn es sich realisieren lässt. Frau Kienzle, der Bezirksbeirat hat sich für den ursprünglichen Standort ausgesprochen, nämlich hier vor dem Wilhelmshpalais, beziehungsweise vor dem StadtPalais. Warum machen Sie sich als überzeugte Demokratin für diesen Monarchen stark?

Veronika Kienzle:

Ich würde gerne früher beginnen. Herr Giese, ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie es angestoßen haben, die Historie, zu untersuchen und zum 100. Todestag Wilhelm II. dieser Figur näher treten zu wollen. Das war für den Bezirksrat aber gar nicht das Thema. Für den Bezirksbeirat Stuttgart-Mitte stand vor allem das Bürgerengagement an erster Stelle – und natürlich die Tatsache, dass wir in den Umbau des Palais mit einbezogen wurden. Der Bezirksbeirat ist eigentlich davon ausgegangen, dass es auch weiterhin Wilhelmshpalais heißen wird und wurde vom Namen StadtPalais eher überrascht. Zu dieser Namensänderung gab es damals bereits Reaktionen in der Bürgerschaft. Und dann kam die Statue von König Wilhelm II. plötzlich nicht an den angestammten Platz, sondern auf die andere Seite des Gebäudes. Das wurde zwischen Architekten und der Stadtverwaltung besprochen, nicht aber mit dem Bezirksbeirat. Wir haben das Thema eigentlich erst wahrgenommen, als es schon vollzogen war. Ich habe es aber im Folgenden auf die Agenda gesetzt. Unter anderem mit dem Verschönerungsverein Stuttgart und anderen, die sich darüber ein bisschen mokiert haben – nach dem Motto »Warum



Veronika Kienzle

ist das so? Kommt es zurück oder ist das nur interimswiese?« Wir haben das immer wieder thematisiert, auch mit Kulturbürgermeister Fabian Mayer. Mir geht es aber jetzt erst einmal gar nicht so sehr um die Figur an sich, sondern darum, wie dieser Diskurs stattfindet. Ich denke mal, Denkmäler sind per se »Diskursbeschleuniger«. Das merken wir hier ganz besonders. Ich finde es gut, dass dieser Diskurs jetzt stattfindet und dass wir uns darüber verständigen.

Ich sehe es übrigens genauso wie Sie, Herr Giese. Ich finde, am Schluss muss dabei herauskommen, wo der richtige Ort ist. Wichtig ist es aber auch, dass dieses Bürgerengagement gewürdigt wird, dass man die 250.000 oder 280.000 Mark, die gesammelt wurden, nicht einfach vergisst. Das ist eine Riesensumme Geld, wenn man sie in der Bürgerschaft zusammensammelt. Wir haben ja noch mehr solcher, von den Bürger*innen initiierten Denkmäler in der Stadt. Denken Sie an den Mops vor dem Haus von Loriot und an andere kleine Denkmäler. Auch sie sind kleine »Diskursbeschleuniger«. Ich finde, wir haben eine Verpflichtung, ganz kommunikativ damit umzugehen. Dem Bezirksbeirat stieß zunächst die fehlende Kommunikation auf, die vollendeten Tatsachen, was den Namen und den neuen Standort angeht. Jetzt hat man den Wunsch, das richtig zu diskutieren. Und das wurde vom StadtPalais inzwischen aufgegriffen.

Torben Giese:

Darf ich dazu etwas sagen, Herr Sellner? Ich möchte gerne eine interessante Tatsache klarstellen. Aus unserer Sicht haben wir dieses Gebäude nicht umbenannt. Wir haben der Institution den Namen StadtPalais gegeben. Vorher war es die Stadtbücherei im Wilhelmsh-

palais, und wir haben, als wir das Haus im Herbst 2017 wiedereröffneten, gemerkt, wie stark der Palais-Begriff ist, und dass wir dieses Haus, das ganze Museum danach benennen müssen. Also aus unserer Sicht haben wir genau das Gegenteil getan. Unser Buch heißt auch weiterhin »Das Wilhelmspalais«. Wir können ein Gebäude nicht umbenennen. Wir können aber die Institution »StadtPalais – Museum für Stuttgart« nennen. Im Nachhinein können wir schon verstehen, dass es vielleicht über das Ziel hinausschoss und es als Umbenennung verstanden werden konnte. Vorher stand ja auch »Stadtbücherei« da, nicht »Wilhelmspalais«. Das soll jetzt nicht als Ausrede gelten, nur als Hintergrund. Eigentlich haben wir gedacht, wir geben dem Haus die höchste Referenz, die wir geben können und benennen die ganze Institution nach dem Palais.

Jan Sellner:

Herr Müller, als Leiter der »Arbeitsgemeinschaft Stadtgeschichte« zählen Sie zu den sehr engagierten Bürgern, die das Thema »StadtPalais/Wilhelmspalais/Stadtmuseum« intensiv über Jahre hinweg bearbeitet haben. Wie erleben Sie die Diskussion? Sie haben sich in den bisherigen Beiträgen positioniert. Im Laufe der Diskussion darf ich dahin gehen, dass Sie sagen, das Denkmal gehört eigentlich wieder an den ursprünglichen Standort. Warum ist es aus Ihrer Sicht so?

Wolfgang Müller:

Ich möchte das ein bisschen einschränken. Also den ursprünglichen Standort vertrete ich nicht auf den Meter genau. Ihn vertreten wahrscheinlich auch die wenigsten der Briefeschreiber und Bürger, die sich mokiert haben und auch weiterhin mokieren. Aber einen besseren Platz als jetzt sollte er einfach bekommen, denn es ist der falsche Ort. Er ist quasi ins Abseits gestellt worden und das möchte ich jetzt gar nicht so tiefsinnig kommentieren. Die Frau Kienzle hat dazu bereits eine ganze Reihe von Tatsachen und Argumenten formuliert. Aus meiner eigenen Anschauung hinterließ die Statue des Königs bei den großen StadtPalais-Events »Stuttgart am Meer« und »Stuttgart im Schnee« aber den Eindruck, dass sie sich in einer ganz miserablen Umgebung befindet: Da sind die Klohäuschen, es wird Bier ausgeschenkt und Müll gelagert – und er stört dort. Es ist nicht nur kein würdiger Platz für ihn,



Dr. Wolfgang Müller

sondern er ist dort auch einfach im Weg. Warum haben wir nun als Arbeitsgemeinschaft Stadtgeschichte das Thema aufgegriffen? Weil wir persönlich, aber auch über unsere Vereine, Mitgliedsverbände und auch über die persönlichen Mitglieder sehr oft darauf angesprochen wurden. Natürlich waren es eher ältere Leute. Aber wer weiß, ob sich so etwas im Laufe der Zeit doch auch verändert? Man muss ja jetzt nicht unbedingt einen scharfen Generationenschnitt machen und sagen, dass es nur »die Alten« sind, die das verlangen und »die Jungen« sich gar nicht für Wilhelm II. interessieren. Das ist ja eine fließende Geschichte. Lange Rede, kurzer Sinn: Wir plädieren dafür, dass man einen angemessenen Platz vor dem Palais mit Blickrichtung in die Stadt findet, und dass man ihn dort möglichst bald aufstellt. Jetzt ist es einfach notwendig, dass er einen besseren Platz bekommt. Punkt.

»Wir plädieren dafür, dass man für das Denkmal an Wilhelm II. einen angemessenen Platz vor dem Palais mit Blickrichtung in die Stadt findet, und dass man ihn dort möglichst bald aufstellt.«

Wolfgang Müller

Jan Sellner:

Frau Gerlach, Sie gehören zu den jüngeren, engagierten Bürger*innen, die sich intensiv mit der Stadtgeschichte beschäftigen. Sie haben uns einen flammenden Leserbrief geschrieben und sind der Meinung, dass der König eigentlich am richtigen Platz steht, wenn ich es richtig gelesen habe. Warum?

Lisa Gerlach:

Danke schön. Ich bin tatsächlich der Meinung, dass die Statue keinen prominenten Platz braucht. So sehr ich die historische Arbeit schätze und ja auch zu meinem Beruf gemacht habe, denke ich, dass man bei solch einem Denkmal auch mitbedenken sollte, was es über den Zustand der Stadt jetzt sagt. Es ist durchaus so, dass es etwas über uns als Gesellschaft aussagt, wen wir ausstellen und wie wir ausstellen. Ich finde dieser Punkt sollte in der Diskussion auch einen Raum bekommen. Ich kann Ihnen aus persönlicher Sicht sagen: Wenn ich eine Königsstatue sehe, ist da nicht unbedingt Bewunderung für einen großen Mann. Sondern ich bin ehrlich gesagt vor allem erleichtert, dass ich nicht unter einem König lebe und ich weiß nicht, ob es unter diesen Gesichtspunkten angebracht ist, dass er vor dem Haus steht. Vielmehr sollte er als Teil unserer Geschichte nach hinten. Diese Geschichte ist wichtig und darf keineswegs abgerissen werden, was ja in einigen Leserbriefen dramatisch herbeigeschrieben wurde. Aber ich finde es schon wichtig, dass das Erinnern in einen Diskurs über den gesellschaftlichen Fortschritt, den wir zum Glück gegangen sind, eingebettet sein sollte.



Lisa Gerlach

Veronika Kienzle:

Ich finde, dass wir Persönlichkeiten der Geschichte nicht einfach nur zwischen zwei Buchdeckeln aufbewahren sollten, sondern dass wir uns durchaus auch im öffentlichen Raum mit ihnen auseinandersetzen müssen. Das gehört einfach zur Stadt und zur Zeitgeschichte dazu. Wir haben viele Persönlichkeiten der Zeitgeschichte in Stuttgart. Zum Beispiel Rudolf Steiner, ein weltweit bekannter

Reformpädagoge. Auf der ganzen Welt gibt es Waldorfschulen und er hat in pädagogischer Hinsicht vieles vorgebracht. Er hat aber auch Schriften veröffentlicht, die wir nicht so gut finden und kritisieren. Deshalb würden wir aber nicht gleich die ganze Figur komplett verwerfen. Deshalb möchte ich schon darum bitten, das Thema um Wilhelm II. ein bisschen differenzierter zu betrachten. Ich möchte auch daran erinnern, dass eine Dame aus Stuttgart ihm jeden Monat ein Blumensträußchen zu Füßen gelegt hat. Also wenn das keine emotionale Bindung ist... Darauf muss ich als Bezirksvorsteherin reagieren, ich kann nicht so tun, als wäre das falsch.

»So sehr ich die historische Arbeit schätze und auch zu meinem Beruf gemacht habe, denke ich, dass man bei solch einem Denkmal mitbedenken sollte, was es über den Zustand der Stadt jetzt sagt.«

Lisa Gerlach

Jan Sellner:

Professor Pyta, es wurde nun auch die grundsätzliche Frage nach Stadtgeschichte im öffentlichen Raum angesprochen. Gibt es da Defizite, gibt es mehr zu tun?

Wolfram Pyta:

Es ist nicht meine primäre Aufgabe, das zu beurteilen. Aber um diesen schönen Ausdruck der Denkmäler als »Diskursbeschleuniger« nochmals aufzugreifen: Mir scheint, dass wir in Stuttgart vielleicht eine Debatte anstoßen können, die für ganz Deutschland gilt – nämlich die Debatte über den Stellenwert der Monarchie in Deutschland selbst. Das ist ein Thema, das eigentlich längst überfällig ist. Es gibt zwar bestimmte, sehr isolierte Themen, über die man spricht, aber keine Generaldebatte. Die müsste zunächst einmal so geführt werden, dass wir uns davon verabschieden, einen prinzipiellen Gegensatz zwischen Demokratie und Monarchie zu konstruieren. Denn dann wären Großbritannien, die Niederlande, und Dänemark heute keine Demokratien. Selbstverständlich kann eine Monarchie sich parlamentarisieren. Das war auch die große

Frage in der historischen Forschung vor etwa 50 Jahren, als man sich intensiv mit dem deutschen Kaiserreich beschäftigte: Gibt es einen Hang oder eine natürliche Entwicklung hin zu einer Parlamentarisierung der Monarchie? Seit 40 Jahren hat die Geschichtswissenschaft dazu geschwiegen. Jetzt könnte man diese Debatte von Stuttgart aus noch einmal beschleunigen. Die zweite Frage ist: Ich wundere mich, warum man im Jahr 2021 nicht darüber nachdenkt, dass 150 Jahre zuvor der deutsche Nationalstaat gegründet wurde. Der deutsche Nationalstaat ist ein föderaler Staat, in dem auch Württemberg seinen Platz hatte. Nutzen wir das doch vielleicht als Anstoß, darüber nachzudenken, welchen Stellenwert Württemberg in diesem deutschen Nationalstaat hatte. Welche Impulse sind von Württemberg, möglicherweise vom württembergischen König, ausgegangen? Ich stelle in der Geschichtswissenschaft eine weitgehende Ignoranz fest, was das 19. Jahrhundert und das deutsche Kaiserreich anbelangt. Es ist höchste Zeit, dass solche Debatten von der öffentlichen Hand angestoßen werden. Es gibt immer noch Historiker, die sich mit Bismarck und dem Deutschen Kaiserreich beschäftigen. Sie sind rar geworden, aber es gibt sie. Hier könnte Stuttgart Avantgarde sein – um einen Diskurs anzustoßen, der längst überfällig ist.

»Es ist ja schon so, dass es etwas über uns als Gesellschaft aussagt, wen wir ausstellen und wie wir ausstellen.«

Lisa Gerlach

Jan Sellner:

Herr Giese, »eine Debatte anstoßen« ist das Stichwort. Ich glaube, darum geht es ihnen auch.

Torben Giese:

Ja. Wir sind inhaltlich garantiert nicht einer Meinung, aber Herr Pyta hat natürlich vollkommen Recht, dass das Verhältnis der Deutschen zur Monarchie gebrochen, schwierig und problematisiert ist. Wenn man so will, hat unsere Gesellschaft nie darüber geredet, ob man nicht vielleicht doch wieder zu einer Monar-

chie zurückkehren sollte oder wie man zu dieser Monarchie eigentlich steht. Sind wir neidisch auf England, wo es noch eine Monarchie gibt? Oder sind wir total froh, dass es sie bei uns nicht mehr gibt? Natürlich verbergen sich hinter unserem Umgang mit Wilhelm II. genau diese Fragen. Ich finde es vollkommen legitim, dass man als junger Mensch fragt: »Was mache ich denn mit so einem König? Ist das jetzt jemand, dem ich Ehrerbietung schulde oder schulde ich ihm gar nichts?«

»Ich finde, dass wir Persönlichkeiten der Geschichte nicht einfach nur zwischen zwei Buchdeckeln aufbewahren sollten, sondern dass wir uns auch im öffentlichen Raum mit ihnen auseinandersetzen müssen.«

Veronika Kienzle

Richtig ist: Durch die Diskussion um das Denkmal von Wilhelm II. stellt sich die entscheidende Frage: »Wie wollen wir mit dem Thema Monarchie als Gesellschaft umgehen?« Wenn man uns als Haus betrachtet, steht er vor dem Haus als Symbol für die demokratische Stadt Stuttgart des 19. und 20. Jahrhunderts. Oder sollte da eher Rudolf Steiner stehen? Oder ein wirklicher Bürger? Oder der Mops oder eine Bank? Verstehen Sie? Ich glaube, das trifft das, worum es uns auch geht. Als StadtPalais vertreten wir nicht die Interessen aller. Wir vertreten unsere eigenen und gehen deswegen auch in den Diskurs. Wenn die Menschen um uns herum zu einem anderen Schluss kommen und sagen: »Ihr seid da ein bisschen arg »monarchiefeindlich« im Palais, ihr seid jung und ihr seid zu vorsichtig, wir müssen einen anderen Weg gehen«, gehen wir mit, aber wir müssen darüber debattieren. Wir können nicht einfach sagen, dass Menschen wie Frau Gerlach oder auch wie wir im Team, die mit dieser vielleicht etwas verklärenden Form von Erinnerung an die Monarchie eher fremdeln, Recht haben. Dasselbe gilt für diejenigen, die sagen: »Nein, das darf man nicht, das ist respektlos.« Natürlich dürfen wir das als jüngere Generation. Das Denkmal ist ja auch noch da. Ich habe manchmal das Gefühl, dass wir in

den Debatten so tun, als hätten wir es abgerissen. Das würden wir niemals tun. Es gehört zu uns. Es gehört zu diesem Haus. Und wir sind froh, dass es da ist.

Jan Sellner:

Herr Ernst, Sie schmunzeln. Wie gelingt es, dass man diese Diskussion, diese Debatte nicht verklärend führt, sondern wirklich gewinnbringend?

Albrecht Ernst:

Ich finde, man muss dabei wirklich an die Quellen gehen. Meiner Meinung nach hat auch das StadtPalais als Stadtmuseum Nachholbedarf. Das Ganze krankt doch daran, dass Sie, Herr Giese, Wilhelm, den Württemberger, im Prinzip von Anfang an in eine Schublade mit dem preußischen Wilhelm, also mit dem deutschen Kaiser, gesetzt haben. Es gab dabei kein differenziertes Bild. Sie haben vorhin von einer »Identifikationsfigur« gesprochen. Dieses Denkmal fordert ja nicht dazu auf, sich mit diesem absolut bürgerlich erscheinenden, spazieren gehenden Monarchen zu verbinden, oder sich damit irgendwie zu identifizieren. Für mich ist das Denkmal eher etwas, das zum Schmunzeln einlädt – und an dem man sich vielleicht mit dieser älteren Dame, die dort ihre Blumen niedergelegt hat, einfach auch nur erfreuen kann.

»Eventuelle Kritik, die es an diesem Mann gibt, könnte man etwa über Informationen auf Hinweisschildern unterbringen.«

Albrecht Ernst

Es klang jetzt immer wieder an, dass nur ältere Leute an dem Thema Interesse hätten. Ich will an dieser Stelle erwähnen: Vor zwei Jahren, 2018, bekam ein damals 18-jähriger Gymnasiast in Ludwigsburg den Landespreis für Heimatforscher, weil er sich in seiner Seminararbeit dem Thema Wilhelm gewidmet hat. Ich habe mir das Fazit notiert, in dem der Schüler schrieb: »Wilhelm durchbricht in vielerlei Hinsicht das traditionelle Bild eines Fürsten.« Er hat also genau verstanden, worum es geht. Was mich bei dem Thema von Anfang an irritierte, war, dass man offensichtlich nicht mit

»Mir ist es ein Anliegen, dass ein Denkmal zum Nachdenken anregen soll. Das kann aber nur funktionieren, wenn man es auch sieht und im Stadtbild wahrnimmt.«

Albrecht Ernst

offenen Karten gespielt hat. Ich habe ganz verschiedene Dinge gehört – etwa, dass man den König, oder eben diesen Bürger, dorthin stellte, wo sein Hundezwinger war. In der Zeitung war nachzulesen, dass man ihn hinter das Haus stellte, damit er vom Straßenlärm geschützt ist. Dafür sitzen nun die Kinder in ihren Wasserbecken direkt an der Bundesstraße. Das sind ja alles irgendwo Widersprüche, die ich als ebensolche empfunden habe. Es wurde eben auch von Rosen gesprochen, er stehe im Rosengarten. Wenn wir jetzt die Bilder betrachten, ist es eigentlich ein ziemlich abgetretener Rasen, auf dem dieses Denkmal steht. Mir ist es ein Anliegen, dass ein Denkmal zum Nachdenken anregen soll. So viel zur Frage von Herrn Sellner. Das kann aber nur funktionieren, wenn man es auch sieht und im Stadtbild wahrnimmt. Eventuelle Kritik, die es an diesem Mann gibt, könnte man etwa über Informationen auf Hinweisschildern unterbringen. Ich habe aber auch gedacht, dass es dem StadtPalais nicht unbedingt abverlangt werden muss, dieses Denkmal unbedingt hier behalten zu müssen. Deswegen kam nun das vielleicht mit einem kleinen Augenzwinkern versehene »Asyl-Angebot«, ihn einfach in die Nachbarschaft zu stellen. Er wäre dann in unmittelbarer Nähe und vor allem zugänglich. Für mich muss ein Denkmal einfach zugänglich sein.

Jan Sellner:

Auf das »Asyl-Angebot« kommen wir gleich noch zu sprechen. Ich möchte kurz Herrn Giese die Gelegenheit geben. Dann gibt es hier gleich weitere Wortmeldungen.

Torben Giese:

Ich finde es nicht gut, uns oder auch mir fehlende Wissenschaftlichkeit vorzuwerfen. Wir sind die einzigen, die ein Buch dazu geschrieben haben. Ich habe als erster die Geschichte dieses Denkmals recherchiert. Zu sagen, wir hätten unsere wissenschaftlichen Hausauf-

gaben nicht gemacht, ist nicht fair. Und das bringt uns auch nicht weiter. Das Entscheidende an der Frage ist doch: Das eine ist die historische Bewertung der Person. Das andere sind Fragen der Erinnerungskultur, das Einmaleins des Historikers. Diese zwei Dinge gehören nicht zusammen. Wir haben niemals die historische Bewertung von Wilhelm II. irgendwie in Frage gestellt. Wir haben nur gesagt: In der Erinnerungskultur ist er für uns nicht der richtige Weg. Das auseinanderzuhalten ist eigentlich nicht so schwierig. Es bedarf aus meiner Sicht auch keiner Vermischung, denn wir respektieren Ihr Urteil zu Wilhelm II. Sie sind der größte Kenner. Wir hoffen, dass wir die Briefe bekommen, sodass wir auch Ihr Wissen teilen dürfen. Ich würde mich darüber freuen. Wichtig wäre, es wirklich zu trennen und keine Diskussionen darüber zu führen, wer mehr oder weniger weiß, oder wer mehr gelesen hat als der andere, denn es ist eine Debatte.

Albrecht Ernst:

Nur eine ganz kurze Erwiderung. Ich las Ihren Buchbeitrag mit Begeisterung. Sie haben, was die Vorgeschichte des Denkmals angeht, vieles entdeckt und auch ins rechte Licht gerückt. Gar keine Frage, Herr Giese. Aber am Anfang las ich, der schwärzeste Tag im Leben Wilhelms war der Tag seiner Abdankung. Der schwärzeste Tag in seinem Leben war aber viel, viel früher, als er seinen Sohn und seine Frau verlor. Den Briefen nach, die ich als authentisch annehme, weil sie eben nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, hat er seine Abdankung sogar als Erleichterung gesehen. »Nun bin ich diese Dornenkrone los«, schrieb er mitunter. Das sind eben solche Zitate, die ich für bare Münze nehme. Deswegen muss man einfach noch tiefer eindringen. Das wollte ich damit sagen.

Jan Sellner:

Gut, dann zu Herrn Müller.

Wolfgang Müller:

Ich möchte nochmals zurück zur eigentlichen Frage des heutigen Tages kommen: zum Standort der Statue und wie man mit ihr umgeht. Ich will gar nicht das Wort »Denkmal« strapazieren. Es ist eine Statue. Es ist ein Geschenk von Bürgern an die Bürger. Die Stadt hat es stellvertretend für die Bürgerschaft angenommen. Sie ist beschenkt worden und mit

einem Geschenk geht man sorgfältig um. Es ist müßig, darüber zu debattieren, warum es auch Gegenstimmen gab oder Abwägungen da waren. Herrn Rommel darf man auf keinen Fall als Kronzeuge zitieren, denn er war ja bekannt in seiner – ich will fast sagen – »Geschichtslosigkeit«, auch was die Fortschreibung der Stadtgeschichte und den Denkmalschutz betrifft. Aber mit einem Geschenk geht man sorgfältig um und ein Geschenk verwaltet man treuhänderisch. Deshalb gebietet es meiner Meinung nach auch der Respekt vor den Spendern, dass man nun nicht nach Gutsherrenart verfährt. Mir erschließt sich diese feine Abwägung gar nicht, warum er denn dort im Garten sein darf, während er an einer anderen ordentlichen Stelle im vorderen Bereich nicht sein soll.

Jan Sellner:

Frau Kienzle, Sie hatten vorhin den Entscheidungsprozess geschildert und Bürgerengagement angesprochen. Was ist denn Ihre persönliche Meinung? Wie geht man Ihrer Ansicht nach mit diesem Geschenk um?

Veronika Kienzle:

Ich bin der Meinung, dass man die Bürger*innen bei der Frage der Neupositionierung unbedingt einbeziehen muss. Ebenso bei der Reflexion auf diese Person. Ich selbst sehe in der Skulptur übrigens nicht den Monarchen. Ich sehe eher diesen Mann, der mit seinen Hunden spazieren geht. Ich finde, es wäre einfach richtig gewesen, zu sagen, dass man einen neuen Standort sucht. Und das Ganze nicht nur zwischen Bauplanern, Architekten und den künftigen StadtPalais-Betreibern oder Initiatoren diskutiert, sondern auch die Schenkenden einbezieht und sagt: »Wir haben da etwas vor, können wir das diskutieren.« Diese Diskussion, Herr Giese, wurde erst jetzt, nachdem die Presse darüber berichtete, und nachdem die Briefe kamen, losgetreten – und es ist gut, dass Sie das machen. Aber die Leute sind jetzt schon ein bisschen aufgebracht und ich hätte sie und auch den Bezirksbeirat gerne etwas früher einbezogen gesehen. Ich glaube, dann hätten wir auch ein gutes Ergebnis bekommen.

Jan Sellner:

Mit Blick nach vorne: Es gibt schon diverse Vorschläge. Es wurde angesprochen, sozu-

sagen »Asyl« in der Nachbarschaft, beim Staatsarchiv, zu suchen. Die Figur dorthin zu bewegen, ist ein Vorschlag. Herr Giese, Sie hatten vor kurzem ein Gespräch mit der Hannelore Jouly, der früheren Leiterin der Stadtbücherei. Da kam der Vorschlag, ein neues, zusätzliches Denkmal in Auftrag zu geben, um andere Facetten von Wilhelm II. zu präsentieren. Frau Gerlach, was halten Sie von den Vorschlägen?

Lisa Gerlach:

Was mir zwischendurch noch eingefallen ist: Man könnte auch nochmals kurz über diese ganzen Emotionen sprechen, die sich in der Zeitung Ende des vergangenen und Anfang dieses Jahres niedergeschlagen haben. Deswegen habe ich mich überhaupt erst gemeldet. Viele der Reaktionen zeugten nicht gerade von einem Verständnis von würdevoller Bürgerlichkeit, wenn ich das so sagen darf. Die Stuttgarter haben zum Teil einen Ton angeschlagen, bei dem ich zwischendurch dachte: Vielleicht sollte der König als bürgerliches Vorbild doch wieder ganz nach vorne. Vielleicht könnte man von ihm noch etwas in Sachen Benehmen lernen. Dennoch bleibe ich natürlich dabei, dass er für mich persönlich nicht in erster Reihe stehen muss.

Torben Giese:

Ich möchte noch ein paar Dinge klarstellen. Also das Denkmal des Königs gehört weiterhin dem Verkehrsverein. Es ist nicht geschenkt. Der Verein war bei der Standortentscheidung natürlich auch eingebunden und damit nicht so richtig glücklich. Frau Kienzle, der Diskurs hätte vielleicht tatsächlich im Jahr 2017 oder 2016 gut zu uns gepasst. Wir haben aber nicht damit gerechnet. Wir haben schon gedacht, dass es vielen Menschen nicht gefallen wird, wenn wir ihn dahinsetzen. Wir haben aber nicht gedacht, dass wir solche Emotionen wecken. Das ist auch ein Grund, warum wir mit allen Parteien in diesen Diskurs gehen. Es ist ein wissenschaftlicher Diskurs, denn den anderen können wir nicht führen. Aber es ist natürlich auch ein emotionaler Diskurs und es geht um die Fragen: »Was dürfen die Jungen? Dürfen sie das Denkmal einfach entfernen oder nicht?« Es ist auch eine gute Frage von Herr Müller, ob das ein würdevoller Umgang mit dem Denkmal ist oder nicht. Wir brauchen uns nicht über die Qualität des Rasens streiten.

Wir hätten ihn gerne in einem besseren Zustand, aber die Leute nutzen den Garten eben. Sie nutzen den Raum um den König. Ein schöner Gedanke, wie wir finden. Er steht mitten im Leben, würde das aber auch weiter vorne tun. Man sagt, wir hätten diesen Diskurs früher führen müssen. Ich bekomme ganz schreckliche Briefe, mir wird die Kündigung gewünscht und man solle mich doch entlassen. Diese Emotionen haben wir nicht erahnt.

Jan Sellner:

Herr Pyta, wie sieht man diese sehr emotionale Diskussion, die jetzt auch die Teilnehmer schildern, aus Sicht der Wissenschaft über Geschichte, über Stadtgeschichte und über einzelne Personen?

Wolfram Pyta:

Ja, zunächst einmal freut sich der Historiker, dass seine Erkenntnisse auf einen fruchtbaren Boden fallen, und dass wir uns alle natürlich einen Diskurs wünschen, der in zivilisierten Formen abläuft. Das versteht sich von selbst. Aber ich möchte etwas noch einmal aufgreifen. Wie Herr Giese sagt, hätte Stuttgart die Chance, am Beispiel des wahrscheinlich liberalsten aller deutschen Monarchen über Chancen und Entwicklungsmöglichkeiten der Monarchie nachzudenken und dann die Frage zu bestimmen: »Welchen Stellenwert soll Monarchie in der Erinnerungskultur haben?« Das ist eine ganz offene Frage mit einer ganz offenen Antwort, selbstverständlich. Aber die Debatte ist reif, dass sie geführt wird, und wir sollten sie führen. Herr Müller hat gesagt, die Zivilgesellschaft hat dieses Denkmal finanziert. Das gilt auch für den Bismarckturm. Wir haben ja, was vielen kaum bewusst ist, einen Bismarckturm, den die Studenten der Technischen Universität aus privaten Mitteln gestiftet haben. Also vielleicht kann man eine Debatte führen, und Wilhelm II. und Bismarck zusammendenken. Zwei zivilgesellschaftliche Aktionen, die etwas hinterlassen haben und die Frage stellen: »Was bedeutet das für die Stadtgesellschaft? Was kann man damit anfangen? Wie kann man damit umgehen?« Es handelt sich um eine ehrenamtliche Tätigkeit, die dafür sorgt, dass das Ganze begehbar wird. Aber wie geht die Stadt damit um?

Jan Sellner:

Eine Debatte, die vielleicht auch in die Schulen gehört, wo sie ja eher noch bescheidenes Dasein führt.

Wolfram Pyta:

Mir scheint generell, dass man in Deutschland kaum darüber reflektiert, dass sich 2021 der 150. Jahrestag der Reichseinigung jährt. Das ist etwas, was Württemberg, was ganz Deutschland fundamental verändert hat. Das ist ein großes Datum. Im Ausland schaut man geradezu ungläubig auf Deutschland und stellt sich die Frage: »Warum ist hier nichts los? Warum würdigt man dieses Ereignis nicht in einer vertieften Reflexion?« Es ist eigentlich höchste Zeit, dass man nicht nur in den Schulen darüber nachdenkt, denn das ist ein Ereignis, das die deutsche Geschichte fundamental verändert hat. Ich komme aus dem Rheinland. Ich wäre, wenn ich nach Württemberg gekommen wäre, ohne einen deutschen Nationalstaat sonst in ein anderes Staatswesen gekommen. Also daran mag man erkennen, was die Nationalstaatsgründung alles bewirkt hat. Die Chancen, die Risiken, das Ambivalente, darüber sollte man nachdenken.

Jan Sellner:

Frau Kienzle, Sie hatten sich noch gemeldet.

Veronika Kienzle:

Ich glaube, ich habe wirklich den großen Vorzug, dass mich nur engagierte und sehr freundlich formulierte Briefe erreicht haben. Ich habe keine bösen Zeilen erhalten, von denen hier die Rede war. Aber ich habe eine ganze Reihe Zuschriften von engagierten Stuttgarter Bürger*innen bekommen. Sie haben beklagt, dass alles so gelaufen ist und mich gebeten, mich dafür einzusetzen, dass man den König irgendwie besser positioniert. Sehen Sie es mir nach, wenn ich nochmals kurz vom Mops abschweife, und auf die Aristide Maillol-Skulptur auf dem Schlossplatz zu sprechen komme. Auch das war ein emotionales Objekt, das die Bürger*innen liebten. Man hat es abgebaut, weil es restauriert werden sollte. Was nicht gesagt wurde: Dass es nie mehr dorthin kommt. Jetzt steht es im Kunstmuseum unter der Werbesäule und führt dort ein tristes Dasein. Die Skulptur stand erst draußen unter freiem Himmel, wofür sie auch entworfen wurde. Auf dem trubeligen Schlossplatz war sie sozusagen ein Ruhepol. Dass sich

die Bürger*innen mit den Objekten und den Kultureinrichtungen im öffentlichen Raum verbunden fühlen, empfinde ich als große Wertschätzung und sehr gut. Darüber freue ich mich als Bezirksvorsteherin. Wenn wir etwas verändern, Herr Giese hat es ja schon gesagt, dann müssen wir frühzeitig in die Beteiligung gehen. Das heißt nicht unbedingt, dass wir uns am Schluss einig sind. Irgendwann gibt es eine Entscheidung. Aber die Beteiligung und die Einbindung, die muss auf jeden Fall frühzeitig sein, damit das Geschenk auch als Geschenk wahrgenommen wird.

Jan Sellner:

Herr Giese, Beteiligung?

Torben Giese:

Wir haben uns am Anfang als Team gefragt, inwiefern Partizipation wichtig für uns ist. Ich glaube, dass wir uns in dieser Runde aber einig sind. Wir wären vielleicht nicht dieses mutige Museum geworden, das wir heute sind, wenn wir ein Partizipationsverfahren in all seiner Breite gemacht hätten. Ob wir mehr Partizipation gebraucht hätten, möchte ich überhaupt nicht bestreiten. Aber zum Schluss waren wir mutig, weil wir den Weg alleine gegangen sind und weil wir gesagt haben, dass wir dieses Haus, diese Stadt verändern. Natürlich bekommen wir für manche Entscheidungen auch immer wieder zu Recht »auf den Deckel«. Das finden wir auch vollkommen legitim. Ich glaube, darin liegt die Mischung. Darum auch dieser Weg mit der Ausstellung. Ich finde es sehr richtig, über die Monarchie-Fragen zu debattieren. Wo das Denkmal zum Schluss steht – da sind wir total ergebnisoffen. Wir wollen nur debattieren. Wir wollen sozusagen nur über die bestehenden Bilder, über den König und über diese Gesellschaft reden.

Jan Sellner:

Wie geht es jetzt konkret weiter? Wie stellen Sie sich diesen Prozess vor, an dessen Ende dann der König an dieser oder jener Stelle stehen könnte?

Torben Giese:

Geben Sie uns noch ein bisschen Zeit über diesen Prozess nachzudenken. Wir hatten beispielsweise schon die Idee, dass wir ihn mal hier aufstellen, oder wir schicken ihn vielleicht auch in die Stadt und stellen eine Standortfrage an authentischen Orten, etwa am Thea-

ter. Aber wir sind eigentlich davon abgekommen, weil wir dachten, dass wir damit Öl ins Feuer gießen. Wir wollen ja nicht provozieren, wir wollen debattieren. Wir sind offen. Alles, was für den Diskurs sinnvoll ist, ist gut. Wir wollen ihn aber nicht hergeben. Er gehört zum Haus, und er gehört zur Geschichte dieses Hauses. Wir werden jetzt vor der Ausstellung über wichtige Fragen sprechen: Inwieweit gab es ein liberales Württemberg? Wie liberal war der König im Vergleich zu den großen Liberalen dieses Landes? Zum Beispiel zu Friedrich Naumann und zu den 48ern. Ist das »Label« für den König als »Liberaler« eigentlich angemessen gegenüber den anderen großartigen württembergischen Liberalen und der großen Tradition dieses Bundeslandes? Im nächsten Jahr, wenn wir die Ausstellung eröffnen und danach, werden wir uns vielleicht in dieser Runde wiedersehen. Es wäre ein schöner Abschluss gemeinsam darüber nachzudenken, was wir dann tun. Dann treffen wir eine Entscheidung.

Jan Sellner:

Herr Ernst, Sie bekommen ihn demnach nicht. Er bleibt hier. Wo auch immer. Aber die Diskussion ist gestartet. Sind Sie zufrieden mit diesem Ergebnis?

Albrecht Ernst:

Also ich habe nie drauf bestanden, ihn haben zu wollen. Ich wollte eigentlich nur Herrn Giese entlasten – ihn von dieser Last sozusagen befreien. Wenn ich nun den Vorschlag von Herrn Laur in der anderen Diskussion höre, ist es vielleicht ganz geschickt, wenn er nicht hier unmittelbar vor dem Gebäude wäre, sondern als Kompromiss zwischen dem Hauptstaatsarchiv und dem Wilhelmspalais im Bereich dieser Platane steht. Das wäre sicher eine gute Lösung. Sie hätten ihn, ich könnte ihn von meinem Zimmer aus sehen, kann aber auch darauf verzichten, alles ist gut. Ich wollte aber trotzdem nochmal die Stuttgarter Zeitung sozusagen als Kronzeugen aufrufen. Und zwar gab es Mitte der 1950er Jahre eine große Debatte: Wo soll denn nun eigentlich der Landtag einziehen? Man wollte ihn ins neue Schloss setzen. Dann brachte die Stuttgarter Zeitung auf Seite 1 eine sehr treffende Karikatur: Sie zeigte das Schloss und darüber geisterhaft, ganz zart schwebend, Wilhelm mit seinen Spitzen. Der Karikaturist schrieb darunter: »Kommet no rai, von mir könnet ihr Demo-

kratie lernen.« Warum ich das jetzt sage? Es ist durchaus eine Linie zu sehen. Ich habe vorhin vernommen, alles habe erst 1978 mit Thaddäus Troll begonnen. Es gibt also durchaus eine Tradition, die eben weiterlief und die auch der Karikaturist der Stuttgarter Zeitung damals aufgegriffen hat.

Jan Sellner:

Ein schönes Schlusswort, Herr Ernst. Es zeigt sich, dass diese Diskussion noch lange nicht zu Ende ist. Sie hat schon früh begonnen. Jetzt bekommt sie einen neuen Schwung oder »Diskussionsbeschleuniger«, wie Sie es genannt haben, Frau Kienzle. Ergänzend zu den Aspekten, die Herr Pyta angesprochen hat, einmal grundsätzlich über das Thema »Monarchie-Parlamentarismus« zu sprechen, und weiterhin viele Impulse aus der Bürgerschaft, die das ganze Engagement hier begleiten. Ich denke, es wird nicht ruhiger werden an der »Leserbrief-Front«, sobald die nächsten Berichte erscheinen. Ich danke Ihnen allen sehr herzlich für diese Diskussion. Vielleicht hat dieser Abend ja etwas in Bewegung gesetzt. Vielleicht sogar ein Denkmal. Hauptsache, wir haben darüber und über die Stadtgeschichte gesprochen. Hoffentlich setzen wir dies fort. Vielen Dank.



This exhibit features a large, dark-stained wooden chest with multiple drawers and ornate brass handles. The chest is positioned on a dark, rectangular platform. A black rope barrier is strung across the front of the chest. The background wall is a light yellow color and is decorated with several framed photographs and informational text panels. The ceiling is dark with recessed lighting.

Jagdvergnügen

Der König und die Königin auf die Jagd
 König Karl hatte das ehrenvolle Privileg, die Jagdreviere anzusehen. Am 1. Juli 1884 besuchte König Wilhelm II. die Schlosser des Hofes für sein Königtum seine Tochter Pauline von Savoyen. Er sah viele Jagdtiere in den Schlossterrassen. Zur Jagd hat er in der Gegend und persönliche Freunde seine Jagdreviere besichtigt. Die Jagdreviere war ein sehr beliebtes Hobby für den König. Er hat viele Jagdtiere geschossen und hat sie in seinen Jagdrevieren aufbewahrt.



Was ist er mal
ganz privat?
In den rötlichen vier
Wänden? Auf Reisen?
Bei der Jagd?
Im Pferde-stall?

Vortrag

Wilhelm II. König von Württemberg

Dr. Edith Neumann

Vortrag aus Archivrecherchen von der Sammlungsleiterin und stellvertretenden Direktorin des StadtPalais – Museum für Stuttgart Dr. Edith Neumann zu Wilhelm II. – König von Württemberg und dessen Leben

und Alltag im Wilhelmspalais, dem heutigen StadtPalais. Der Vortrag wurde im Rahmen des »Laaangen Freitags« am 2. Oktober 2020 aufgezeichnet.



Aufzeichnung des Vortrags vom 5.2.2021. Link: <https://youtu.be/IIPJ19F9SBo>

Liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, liebe Gäste,

heute ist unser erster »Laaanger Freitag« hier im StadtPalais. Es geht um König Wilhelm II. von Württemberg und das 19. Jahrhundert in Stuttgart. Am 2. Oktober 1920 starb der letzte König von Württemberg, Wilhelm II. Sein Tod wurde mit vielen, sehr wohlwollenden und dankbaren Pressestimmen über den beim Volk sehr beliebten Monarchen begleitet. Er wurde 1848 in Stuttgart geboren und regierte von 1891 bis 1918 bis zum Ende der Monarchie in Deutschland.

Heute in einem Jahr, am 2. Oktober 2021, werden wir hier im StadtPalais eine große Sonderausstellung zum Leben und Wirken König Wilhelms II. eröffnen. Ich kuratiere diese Ausstellung und habe im Sommer mit den Archivrecherchen begonnen. Im Vorfeld der Ausstellung wollen wir wieder die Gelegenheit nutzen, Ihnen den König und die württembergische Monarchie näherzubringen. So auch heute an seinem Todestag. Ich nehme ihn zum Anlass, Ihnen von meinen jüngsten Recherchen zu berichten.

»Geladen waren grundsätzlich Gäste von hoher Rangstufe, also Adlige und Militärs – und Familienmitglieder, die als »hoffähig« galten.«

Im Archiv des Hauses Württemberg in Altsachsen habe ich die königlichen Hofdiarien durchforstet. Das sind handgeschriebene, dicke Tagebücher, in denen der Tagesverlauf



Dr. Edith Neumann

des Königspaares und die täglichen Gäste in den Residenzen, also im Wilhelmspalais, im Residenzschloss und im Schloss Friedrichshafen aufgelistet sind. Alle anderen regelmäßigen Aufenthaltsorte des Königspaares, wie das Schloss Bebenhausen, Marienwahl in Ludwigsburg, Schloss Seefeld auf der Schweizer Seite des Bodensees oder Neuwied am Rhein, tauchen nur sporadisch auf. Wir erfahren aber, dass der König pünktlich morgens um sieben Uhr aufgestanden ist und ein »petit-déjeuner«, also ein Frühstück, eingenommen hat. Es ist aber nicht dokumentiert, mit wie vielen Perso-

nen er gefrühstückt hat. Vermutlich alleine oder mit Königin Charlotte. Danach erledigte er zusammen mit seinen Sekretären die Korrespondenz und seine Amtsgeschäfte. Akten aus dem Landtag wurden ihm täglich zur Kenntnis und Bearbeitung gebracht. Wenn er nicht im Wilhelmspalais residierte, wurde ihm die gesamte Post an seinen aktuellen Aufenthaltsort nachgeschickt oder persönlich überbracht. Bei wichtigen Entscheidungen oder Akten kamen die Minister persönlich ins Wilhelmspalais oder reisten dem König hinterher. So viel zum Vormittag.

**»Der König speiste nie alleine.
Es gab immer zwischen
vier und 12 »Couverts«,
also Gedecke.
Das heißt, es waren
immer mindestens
zwei Gäste anwesend,
oft aber deutlich
mehr.«**

Dann geht es weiter: Das »Déjeuner«, also das Mittagessen, fand bis auf wenige Ausnahmen immer um 12:30 Uhr statt. Der König speiste nie alleine. Es gab immer zwischen vier und 12 »Couverts«, also Gedecke. Das heißt, es waren immer mindestens zwei Gäste anwesend, oft aber deutlich mehr. Geladen waren grundsätzlich Gäste von hoher Rangstufe, also Adlige und Mitglieder des Militärs und seiner Familie, die als »hoffähig« galten. Dazu kamen zeitweise auswärtige Verwandte, die zu Besuch waren und ebenfalls im Wilhelmspalais wohnten. Das Mittagessen wurde mehrfach im Jahr zu königlichen Tafeln im Speisesaal im Residenzschloss ausgedehnt, dann mit deutlich mehr Gästen. An solch einer königlichen Tafel nahmen im Schnitt 30 bis 40 Personen teil, darunter immer Minister und »Der Geheime Rat«. Die königliche Tafel gab es auch in der »Militärvariante«, bei der Generäle und Regimentskommandeure geladen waren. Grundsätzlich wurden am Hof die Namen aller Gäste am Tisch aufgelistet. Auch solche, die sich entschuldigt hatten. Nur selten speiste das Königspaar mittags außer Haus. Gelegentlich waren sie bei Herzogin Wera in der Villa Berg eingeladen oder bei der Mutter des Königs,

Prinzessin Katharina, im »Prinzenbau«. Wenn der König durch das Land reiste und Städte wie Ulm oder Heilbronn besuchte, galt das gleiche Ritual: Es wurde pünktlich und in großer Runde vor Ort gespeist. Am Abend kehrte das Königspaar grundsätzlich zurück – es übernachtete nie in fremden Häusern. Lediglich bei Reisen nach Frankreich logierte es in einem vornehmen Hotel.

**»80 % der Menschen,
mit denen sich der König
täglich viele Stunden lang umgab,
waren Adlige und Hochadlige.
Dazu kamen Minister
und Militärvertreter.«**

Über das Nachmittagsprogramm des Königs erfährt man nichts. Es gab jedenfalls keine Kaffeetafel. Ab 1906 ging er, wie wir alle wissen, bei gutem Wetter gelegentlich mit seinen Spitz-Hunden spazieren.

Dann kommt der Abend. Das »Dîner«, also das festliche Abendessen, wurde täglich um 18 Uhr oder um 18:30 Uhr serviert. Abends waren deutlich mehr Gäste geladen als mittags, immer etwa 15 bis 20 Personen von hohem Rang. Das Menü hatte meistens drei bis fünf Gänge. An manchen Abenden waren es reine Familientafeln mit der Verwandtschaft, immer 20 bis 25 Personen. Es gab auch »Parade-Dîners« mit rund 30 Personen: Militärvertreter, Offiziere und Generäle.

**»König Wilhelm II. war sehr
sympathisch, liberal im Denken,
pflichtbewusst, aufgeschlossen
für Reformen und ein
Förderer der Kunststadt Stuttgart,
auf die er sehr stolz war.«**

Wenn das Königspaar das Hoftheater besuchte, nahm es zwischen den Spielakten ein spätes »Souper« in den königlichen Räumen des Hoftheaters ein. Die Akt-Pause wurde zu diesem Anlass extra verlängert. Mehrfach pro Jahr gab es »Gala-Dîners« im weißen Saal des Residenzschlusses – etwa, wenn wichtige auswärtige Gäste in der Stadt oder der Kaiser zu Besuch waren. Dann wurde aus dem »Dîner« ein Emp-

fang, bei dem man die Mahlzeit im Residenzschloss oder in der Wilhelma mit bis zu 200 Gästen einnahm.

Laut den Hofdiarien, die ich in all den Jahren durchgesehen habe, aß der König nur an zwei Abenden alleine. Da war seine Tochter schon verheiratet und lebte in Neuwied, und Königin Charlotte war auf Kur.

Die größten Ereignisse im Jahresverlauf waren die Hofbälle. Beim großen Hofball am 7. Januar 1897 waren 810 Personen eingeladen.

**»Lediglich zu den sogenannten
»Herren-Abenden«
im Februar lud der König
nicht-adelige Funktionsträger
aus der Wirtschaft, Medizin oder Kultur
ins Wilhelmspalais ein.«**

Mit Speisen versorgt wurden 630 Gäste. Ebenfalls ein Großereignis, auch im Januar, war die Eröffnung des Württembergischen Landtags. Der König eröffnete ihn feierlich mit allen Ministern und Amtsträgern. Er selbst hatte keinen Sitz im Landtag. Er nahm an keiner Sitzung oder Abstimmung teil, sondern wurde lediglich über alle Schritte informiert. Er unterschrieb die ihm vorbereiteten Beschlüsse oder neuen Gesetze. Wenn das Königspaar sich im Schloss Friedrichshafen aufhielt, war der Tagesablauf für den König derselbe: Amtsgeschäfte führen, Mittagessen und abendliche Tafeln mit geladenen Gästen. 80 % der Menschen, mit denen sich der König täglich viele Stunden lang umgab, waren Adlige und Hochadlige. Dazu kamen Minister und Militärvertreter. Lediglich zu den sogenannten »Herren-Abenden« im Februar lud der König nicht-adelige Funktionsträger aus der Wirtschaft, Medizin oder Kultur ins Wilhelmspalais ein. Darunter waren Universitätsprofessoren, Naturwissenschaftler, Künstler und Menschen in Leitungs-

positionen, die für ihn den Fortschritt der Monarchie repräsentierten. Sie waren an sich nicht »hoffähig«. Aber in seinen privaten Wohnsitz, dem Wilhelmspalais, konnte er sie alle einladen. Gespeist wurde sehr ausgewählt, aber nicht luxuriös.

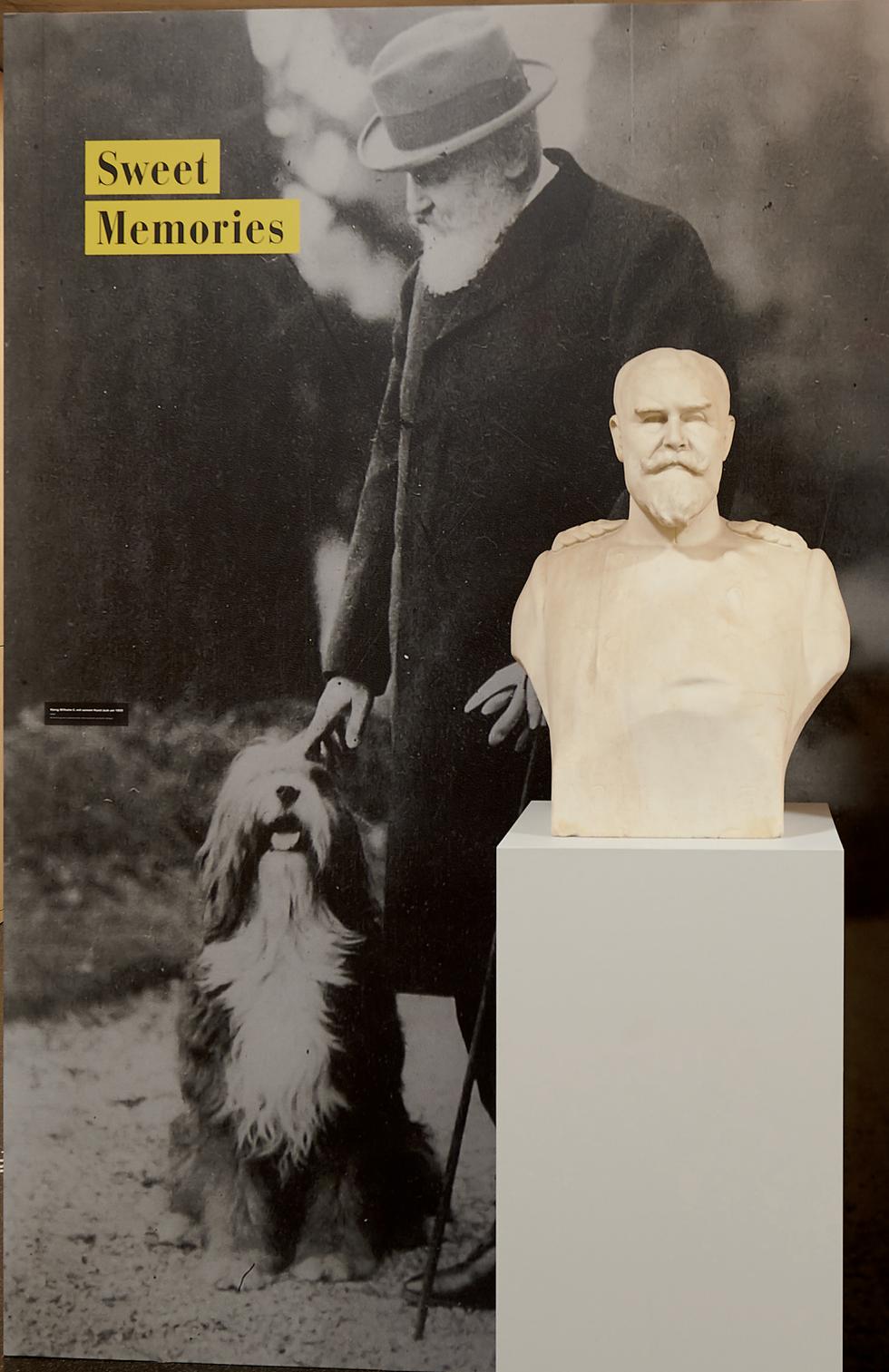
Wenn man die täglichen Gästezahlen im Jahresverlauf hochrechnet, wird deutlich, dass die königliche Küche reichlich zu tun hatte und hohe Kosten verursachte. Diese bezahlte der König allerdings selbst – er kam für sämtliche Unkosten auf. Es wird aber auch deutlich, dass der letzte König von Württemberg einer strikten Hofetikette unterlag, wie sie schon beim ersten König Friedrich, bei Wilhelm I. und bei König Karl gegolten hatte. Auch bei Wilhelm II. verneigten sich die Diener, wenn sie den Raum verließen, und gingen rückwärts gebückt zur Tür hinaus. König Wilhelm II. führte ein sehr privilegiertes Leben, von Kindheit an bis zuletzt. Bei seinen vielen Reisen wurde grundsätzlich ein Sonderzug bestellt.

**»Laut den Hofdiarien,
die ich in all den Jahren
durchgesehen habe,
aß der König
nur an zwei Abenden
alleine.«**

Er war sehr sympathisch, liberal im Denken, pflichtbewusst, aufgeschlossen für Reformen und ein Förderer der Kunststadt Stuttgart, auf die er sehr stolz war. Man sollte ihm aber keine bürgerlichen Verhaltensweisen andichten. Er war ein Adliger durch und durch, jedoch mit hohem Sympathiefaktor.

Jetzt bedanke ich mich fürs Zuhören. Notieren Sie sich ein Datum – nämlich den 2. Oktober 2021. Heute in einem Jahr können Sie hier im StadtPalais die Ausstellung »Wilhelm II. – König von Württemberg« mit vielen prominenten Leihgaben sehen. Danke schön.

Sweet
Memories





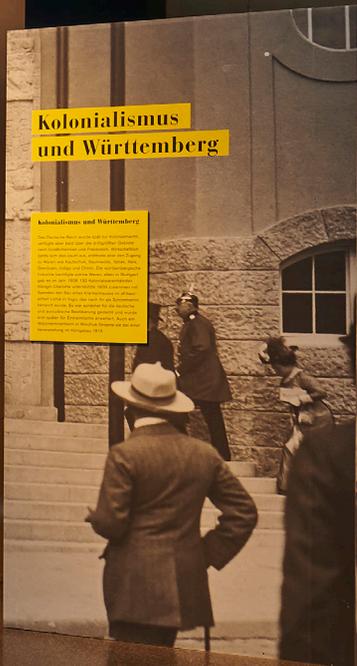


Randone



Kolonialismus und Württemberg

Kolonialismus und Württemberg
Die Kolonialpolitik des Königreichs Württemberg war von 1871 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs geprägt. In dieser Zeit erwarb das Königreich verschiedene Kolonien, die es zu einer Weltmacht machte. Die Kolonialpolitik wurde von der Regierung und der Bevölkerung in Württemberg mit Interesse verfolgt. Die Kolonien wurden als Quelle für Rohstoffe und Absatzmärkte gesehen. Die Kolonialpolitik wurde durch die Reichspolitik beeinflusst, die von Bismarck geprägt war. Die Kolonialpolitik wurde durch die Reichspolitik beeinflusst, die von Bismarck geprägt war.



Digitaler Workshop

»Wo steht die Erinnerung an König Wilhelm II. von Württemberg heute?«

Eine Vielzahl von Akteur*innen aus der Stuttgarter Gesellschaft diskutierte am 17.3.2021 über die Formen einer angemessenen Erinnerung an den letzten württembergischen König Wilhelm II.

Ziel des Workshops ist es, die unterschiedlichen Erinnerungsperspektiven auszuarbeiten und konkrete Standortvorschläge für die künftige Aufstellung der Figurengruppe von Wilhelm II. mit seinen Spitzhunden zu machen.

 Aufzeichnung des Workshops vom 17.3.2021. Link: <https://youtu.be/USL2g3mDjC4>

Torben Giese:

Einen schönen guten Abend wünsche ich hier aus dem StadtPalais – Museum für Stuttgart. Wir befinden uns im langen Diskursjahr zu Wilhelm II. und sind heute zusammengekommen, um über sein Denkmal und über die Erinnerungskultur rund um das Denkmal zu diskutieren.

Am 2. Oktober dieses Jahres werden wir die große Sonderausstellung über Wilhelm II., den letzten König von Württemberg, eröffnen. Anlass für dieses Projekt und für diese Diskussion war die Versetzung seines Denkmals am Wilhelmspalais durch uns, das Team des StadtPalais. Das hat zu einer Kontroverse in der Erinnerungskultur geführt, die wir in diesem Jahr über die Ausstellung hinaus führen möchten, um am Ende des Jahres vielleicht auch gemeinsame Positionen zu finden, wo das Denkmal denn jetzt eigentlich hingehört, wie wichtig der König uns heute noch ist und welche Rolle er in unserer Gesellschaft spielen sollte.

Heute Abend beginnen wir, den Diskurs zu weiten. Ich habe unser Diskursjahr Anfang des Jahres mit einem Vortrag eröffnet und dabei eine Reihe von Fragen gestellt, die wir heute diskutieren möchten. Eingeladen haben wir verschiedene gesellschaftliche Akteure, die sich zum Großteil ehrenamtlich, aber auch beruflich mit Fragen der Erinnerungskultur hier in Stuttgart beschäftigen.

Ziel dieses Abends ist es, dass wir gemeinsam eine Art Positionspapier erarbeiten. Das möchten wir Ihnen dann digital zur Verfügung stellen. Sie können Ergänzungen vornehmen und abstimmen, ob Sie bestimmte Positionen gut oder schlecht finden, ob Sie bestimmten Dingen beipflichten möchten oder eher nicht. Dieses mit »Schwarmintelligenz« erarbeitete Dokument soll Ende April nochmals der Öffentlichkeit vorgestellt und debattiert werden. Nun darf ich das Wort an zwei geschätzte Impulsgeber weitergeben – nämlich an meine Kollegin, die stellvertretende Direktorin des StadtPalais – Museum für Stuttgart, Dr. Edith



Dr. Torben Giese



Dr. Edith Neumann



Marc Gegenfurtner



Veronika Kienzle



Andrea Welz

Neumann, und den Leiter des Kulturamts der Landeshauptstadt Stuttgart, Marc Gegenfurtner. Frau Neumann wird als Kuratorin der Ausstellung etwas zu Wilhelm II. selbst sagen. Herr Gegenfurtner widmet sich den Fragen der Erinnerungskultur. Das Kulturamt hat sogar eine Stelle in diese Richtung ausgeschrieben. Frau Neumann, Sie haben das Wort.

Edith Neumann:

Von mir ebenfalls Herzlich Willkommen zu unserem heutigen Workshop. Ich freue mich, dabei zu sein und ein Impulsreferat geben zu dürfen. Wie Sie schon von Dr. Giese gehört haben, bin ich die Kuratorin der Ausstellung, die im Oktober eröffnet wird. Im Vorfeld der Ausstellung haben wir uns als Team natürlich viel mit König Wilhelm II. beschäftigt und viel gelesen. Das war mitunter gar nicht so einfach, da die Literatur über Wilhelm II. etwas einseitig und der Forschungsstand ein wenig dürftig ist. Ich würde Sie trotzdem gerne auf eine kurze Reise in die Literatur mitnehmen – durch das Leben von Wilhelm II., so wie es dargestellt wird und wie man es nachlesen kann. Es sind natürlich nur Ausschnitte, also nicht die vollständige Bibliografie, die ich jetzt referiere. Es fängt 1916 mit einer kleinen, dünnen Publikation von Hermann Mosapp an. Er hat König Wilhelm II. von Württemberg, sein Leben und sein Wirken als König zum 25-jährigen Regierungsjubiläum für das württembergische Volk und Jugend dargestellt. Sie ist, wie viele Biografien dieser Zeit, sprachlich etwas blumig geschrieben. Der Autor ist auf jeden Fall ein großer Fan von Wilhelm II., und man erfährt in der Publikation viel über den lieben Landesvater. Ebenso spürt man beim Lesen den Glauben an den Fortschritt, der damals herrschte. Betont wird in manchen Kapiteln aber auch

die Nähe zum Kaiserreich. Das muss man dann bereits hinterfragen, denn König und Kaiser waren nicht so gut aufeinander zu sprechen. Sie haben sich natürlich geschätzt, aber Kaiser Wilhelm II. war über die Zustände im liberalen Württemberg »not amused«. Was dieses Heftchen auszeichnet, ist tatsächlich für die Zeit wiederum erstaunlich: Es hat 91 Seiten, und vier Seiten davon sind ganz alleine Königin Charlotte gewidmet.

Im selben Jahr erschien dann eine weitere Biografie. Sie ist etwas mühsam zu lesen, aber ich finde im Wesentlichen sehr wohlwollend geschrieben und in den Daten auch stimmig. Das Werk ist von Christian Belschner und heißt »Württembergs geliebter Herr«. Es ist eine kurze Biografie, im Tonfall ähnlich wie das andere Heftchen. Im Unterschied dazu wird hier aber die wirklich traditionstreue deutsche Gesinnung des Königs stark hervorgehoben. Auch das Verhältnis zum Kaiser ist ein wichtiges Kapitel – warum auch immer. Aber es beschreibt nicht mehr das uns aus Quellen oder auch Briefen bekannte wirkliche Verhältnis zum Reich. Der Autor geht erstaunlicherweise auch auf die neuen Littmann-Bauten ein, die 1912 eröffnet wurden, und bei denen der König im Wesentlichen mitbestimmt hat. Insgesamt ist es eine nette Biografie.

Das erste ernstzunehmende Buch erschien im Jahr 1928. Es heißt »Wilhelm II. – Württembergs geliebter Herr« und wurde anlässlich des achtzigsten Geburtstages des bereits nicht mehr lebenden Königs veröffentlicht. Das prächtige, gut zu lesende Buch ist sieben Jahre nach dem Tod von Wilhelm II. erschienen – und so liest es sich auch. Es ist darin klar, dass es den König nicht mehr gibt und dass die Monarchie zu Ende ist. Es wurde von einem Autorenkollektiv geschrieben, sodass



Michael Kienzle



Faisal Osman



Nadine Seidu



Nicole Bickhoff



Elias Brenneisen

verschiedene Stimmen und Schwerpunkte enthalten sind. Das Buch beginnt mit einer allgemeinen Beschreibung des vielgeliebten Königs und einem merkwürdigen Satz, der ein bisschen in das Jahr 1928 passt. Im Vorwort steht geschrieben »Kein Volk sehnt sich so sehr nach Führung wie die Deutschen«. Das ist ein Tenor, der zu denken gibt. Entsprechend wird dann zunächst auch nicht groß auf die Biografie geblickt, sondern eher auf den Ersten Weltkrieg und auf den sogenannten »Hagelschlag der Entthronung des Königs«, der lang und breit beschrieben wird. Außerdem taucht auf diesen allerersten Seiten wiederholt das Attribut »bürgerlich« für den König auf. Durch viele zeitgenössische Zitate, kann man sich ein eigenes Bild machen. Da die verschiedenen Autoren zu unterschiedlichen Schwerpunkten schrieben, gibt es zum Beispiel Teile zum Theater und zur Wirtschaft. Durch den Tonfall des Buches merkt man, dass das Königreich kein schönes Ende genommen hat.

Ein weiteres Buch ist Oskar Gerhards »Unser unvergesslicher guter König« von 1933 – mit ernsteren und heiteren Erinnerungen aus dem Leben Wilhelms II. Königin Charlotte hat es signiert, ihre Unterschrift findet sich auf dem Buchdeckel. Das Geleitwort kommt von Tochter Pauline, Fürstin zu Wied, mit einem eindeutigen Bekenntnis zur NS-Zeit und zu Hitler. Dieses Vorwort liest sich etwas struppig, und sie schreibt auch ganz deutlich, dass sie sich riesig freut, dass dieses Buch für ihren Vater in diesem Jahr des Aufbruchs 1933 erscheinen konnte. Pauline beschreibt ihren Vater als schlichten Mann mit großem offenen Herzen und stählerner Pflichttreue. Die Biografie, die sich anschließt, liest sich im Grunde genommen genauso wie die von 1910. Der Tonfall ist leidenschaftlich für den König und für das große Leiden, das er erlitten hat.

Außerdem habe ich in einem Band einen weiteren Aufsatz gefunden, den ich für wichtig halte. Otto Borst hat ein Buch über Württemberg und seine Herren geschrieben, das bereits im Mittelalter anfängt. Erschienen ist es in Esslingen im Jahr 1987. Er hat auch einen Aufsatz zur Biografie von König Wilhelm II. geschrieben. Inhaltlich liest es sich wie alle anderen Biografien auch – und selbst der Tonfall ist derselbe. Kritik, andere Beschreibungen, neue Erkenntnisse oder Hinterfragungen finden sich darin nicht.

Ein im Zusammenhang mit unserer Figurengruppe vor dem Haus sehr wichtiges Buch ist das von Anni Willmann. Sie hat das Bändchen »Der gelehrte König« geschrieben. »Wilhelm II. von Württemberg – ein Porträt in Geschichten« erschien 1993 mit mehreren Auflagen. Das gelbe Bändchen hat sich tief eingepreßt, es ist sehr geschichtenreich erzählt. Es entstand durch Anni Willmanns Aufsätze, die sie als Journalistin geschrieben hat. Sie interessierte sich für die Geschichten des Königs und recherchierte vor allem Anekdoten und Geschichten, die von Zeitgenossen erzählt werden. Das Buch liest sich sehr flüssig und der König kommt immer nett daher. Ob er Bonbons verteilt oder mit seinen Hunden spazieren geht. Willmann schrieb in einer journalistischen Sprache, es gibt keine Belege oder Anmerkungen. Aber sie bewertete auch, und sagte zum Beispiel, dass der König kein Säbelrassler war. Ihr Buch ist sozusagen das Buch zu unserem Denkmal, das kurz davor entstanden ist.

Dann, über 70 Jahre nach dem Tod des Königs, erschien 1994 die Publikation von Paul Sauer mit dem Titel »Der württembergische letzte König, das Leben Wilhelms II.« Paul Sauer ist Wissenschaftler und Archivar. In seinem Buch beschrieb er alle vier Könige – angefangen mit Friedrich bis zu Wilhelm II. Sauer nutzte historische Quellen aus Archiven und entsprechende Quellen und wertete sie auch aus. Er beschrieb biografische Daten, aber widmete sich auch bestimmten Themen wie der Macht, und er ordnete den König in den Hof, die Hofgesellschaft, die Regierungszeit, in die Regierung, Ministerentscheidungen und vieles mehr ein. Er erklärte zum ersten Mal das Verhältnis von König und Kaiser, indem er klar sagte: Der Kaiser hat nichts, kein gutes Wort an König Wilhelm II. gelassen, und er mochte weder die württembergische Regierung noch das Stadtoberhaupt. Durch die vielen Quellenangaben ist Sauers Band eine gute Handreichung, für alle, die weiter recherchieren möchten. Er benennt nicht nur die Hofkammerakten oder Akten aus dem Hauptstaatsarchiv, sondern auch zeitgenössische Quellen, Tagebücher und was sonst noch so erschienen ist. Insgesamt eine gute Bibliografie, manchmal wünscht man sich allerdings ein wenig mehr Interpretation statt die reine Darlegung der Sachverhalte. Der Band ist dennoch die erste und gute Lektüre zu Wilhelm II. – ein Muss!

Wünschen würde man sich tatsächlich noch, dass nach Sauer die Forschungsgeschichte ein bisschen weiter gegangen wäre. Das könnte man darauf aufbauend jetzt wirklich nochmal spezieller aufteilen zu Einzelfragen. Da hat die Forschung wirklich noch Bedarf. Das merken wir ja auch bei unserer Arbeit.

»Wie wir an der öffentlichen Erinnerung und dem Schicksal Wilhelms II. sehen, gibt es ein großes allgemeines Interesse für den öffentlichen Raum. Man könnte sagen, dass er derjenige ist, der uns am Spannungsvollsten gegenübersteht – nicht nur in kultureller Hinsicht.«

Marc Gegenfurtner

2006 schrieb Harald Schukraft ein kleines Bändchen zu den württembergischen Herrschern und Ideen zur Geschichte des Hauses Württemberg. Er selbst sagt, der König sei der württembergischste aller Württemberger. Das Buch ist anschaulich geschrieben und gut zu lesen. 2006 war auch das Jahr der Landesausstellung »Monarchie und Moderne«, im Landesmuseum. Schukrafts Band war in der Vorbereitungszeit 2005 noch gar nicht zu haben. Im Ausstellungskatalog hat deswegen Sauer die wesentlichen Artikel zu den Königen geschrieben, das hat sich keiner von uns getraut. Wir hätten ja sonst alle bei ihm abschreiben müssen, denn es gab keine andere Forschung. Und dann kam Albrecht Ernst. Sein Band »Im Lichte neuer Quellen: Wilhelm II. – der letzte König von Württemberg« war der Katalog zur Ausstellung im Hauptstaatsarchiv im Jahr 2015. Da Herr Ernst viel mit den privaten Briefen von König Wilhelm II. arbeitete, hat diese Ausstellung neue Aspekte aufgedeckt. Vor allem die Bedeutung der Briefe und die Tatsache, dass man den König über die Briefe deutlich besser kennenlernte als eben nur über Quellen, die man im Archiv, in Hofakten oder Hofdiarien findet. Über die Briefe kam man ganz anders an seine Persönlichkeit ran. Insofern freuen wir uns auf das nächste Licht, die nächste Lampe,

die Herr Ernst anzündet – wenn nämlich das Buch und die Brief-Edition in diesem Jahr erscheinen werden.

Wir selbst haben 2019 ein Buch zum Gebäude und zur Hausgeschichte des Wilhelmspalais herausgegeben, mit einem Aufsatz von Dr. Torben Giese zur Figurengruppe. Ein weiterer Text thematisiert die Herren-Abende, zudem gibt es einen Aufsatz zum Ende des Königreichs, zur Revolution und zur roten Fahne auf dem Wilhelmspalais. Das ist zusammen unser gemeinsamer Beitrag. Und damit möchte ich jetzt auch schließen. Vielen Dank.

Torben Giese:

Vielen, vielen Dank, Frau Neumann. Ein sehr schöner und wichtiger Impuls. Vor allem, weil wir außer den letzten Annäherungen von Herrn Ernst die Geschichte des württembergischen Geliebten Herren, immer noch weiter erzählen. Ob das falsch oder richtig ist, darüber kann man genau debattieren. Ja, das waren nun die Fragen zur Tradierung der Geschichte oder zur Erzählung der Biografie von König Wilhelm II. Jetzt kommen die Fragen der Erinnerungskultur auf. Wie geht man denn damit um? Herr Gegenfurtner, legen Sie los!

Marc Gegenfurtner:

Wie wir an der öffentlichen Erinnerung und dem Schicksal Wilhelms II. sehen, gibt es ein großes allgemeines Interesse für den öffentlichen Raum. Man könnte sagen, dass er derjenige ist, der uns am Spannungsvollsten gegenübersteht – nicht nur in kultureller Hinsicht. In ihm finden alle Platz, aber nicht alle gleichermaßen Schutz oder Geborgenheit. Und wer ihn besitzt, erlangt zumindest temporär Gestaltungs- oder sogar Deutungshoheit. Vermutlich auch aus diesem Grunde entzünden sich streitbare Diskurse gerne an Denkmälern.

Am Anfang aller Kunst im öffentlichen Raum in Stuttgart steht Friedrich Schiller. Der Satz ist nicht von mir. Das schreibt Andrea Welz, die wir heute hier begrüßen dürfen. Ihr lesenswerter und kenntnisreicher Beitrag in der neuen Publikation zur Kunst im öffentlichen Raum in Stuttgart ist auch eine gute Lektüre, Frau Neumann. Sie beschreibt darin, dass diese wechselhafte Geschichte seit 1839 auch eine Geschichte des lebhaften Diskurses und des inhaltvollen Streits ist. Und darüber, dass diese längst überfällige Betrachtung einer der

Bereiche ist, der gerade in den vergangenen 25 Jahren erstaunlicherweise weitgehend ohne öffentlich finanzierte Beiträge auskommen musste. Sie verweist auch auf die hinter den Diskursen steckenden Fragen, die gerade in letzter Zeit immer dringlicher und wiederholter gestellt werden. Wem gehört der öffentliche Raum? Oder anders gefragt: Wer erzählt im öffentlichen Raum? Frau Welz schreibt: »Wer entscheidet heute über Kunst im öffentlichen Raum? Wem gehört die Stadt?« Sie schreibt auch: »Kunstwerke sind Markierungen. Punkte, die einer Stadt in der Gegenwart Profil, Geschichte und Zukunft geben. Sie regen zur Auseinandersetzung an, fordern Widerspruch heraus oder laden zum Nachdenken ein.« Wenn wir Glück haben, dann wird der mit der heutigen Veranstaltung beginnende Diskurs alle drei Aspekte berücksichtigen. Wir nehmen die Diskussion um Wilhelm II. zum Anlass, konkrete Fragen nach der Erinnerung im öffentlichen Raum zu stellen und zu diskutieren. Und weil der öffentliche Raum allen gehört, sind auch wirklich alle angesprochen, an diesem öffentlichen Diskurs teilzunehmen. Er soll ausdrücklich nicht nur von Experten geführt werden, sondern auch die Meinung und Expertise jenseits der professionellen Geschichts- oder Kunstwissenschaft zulassen. Wilhelm II. eignet sich vielleicht auch deshalb so gut, weil sein vor 30 Jahren aufgestelltes Denkmal dem Bürgerkönig galt, ungegendert natürlich, wie das damals so üblich war – und zum 100. Todestag sollen angemessenerweise auch alle Bürger*innen angesprochen werden. Wir wollen wissen, wo Wilhelm II. heute steht, und zwar nicht nur topographisch, sondern auch im erinnerungskulturellen Kontext – wo er steht oder stehen könnte. Denn im Gegensatz zu Wilhelm I., der um die Ecke am Karlsplatz hoch zu Pferde und relativ unkommentiert als Repräsentant eines Vernichtungskrieges gegen unseren Nachbarn Frankreich steht, scheint die Erinnerung an den guten alten Wilhelm II. eindeutig. Wir haben es gehört, sie ist konstant. Aber bleibt sie das? Erinnerungskultur ist doch, wie die menschliche Erinnerung auch, wandelbar, veränderlich, bewegt. Ich freue mich auf diese Diskussion und ich freue mich noch mehr auf die bald besetzte Stelle für Erinnerungskultur im Kulturamt, die diesen und weitere Fäden aufnehmen wird, um auch über Wilhelm II. und seine beiden Hunde Ali und Ruby hinaus der Erinnerungs-

kultur in dieser Stadt den adäquaten Diskursrahmen zu schaffen. Wichtige Themen gibt es genug, unkommentierte Denkmäler zuhauf und fruchtbare Arbeitsfelder endlos. Und dabei habe ich die Kunst jenseits der Erinnerungskultur im öffentlichen Raum noch gar nicht gestreift. Denn die verdient in dieser schönen, lebendigen, wachsenden internationalen und kulturalistischen Stadt einen anderen Stellenwert. Neue Formen und auch innovativere und partizipative Herangehensweisen, auf die nicht nur ich mich ebenso freuen würde. In diesem Sinne gehen wir es gemeinsam an und beginnen, Fragen zu stellen. Vielen Dank.

Torben Giese:

Jetzt hab ich richtig Lust auf unsere Diskussion. Im ersten Schritt stelle ich unsere Teilnehmerunde vor.

Von einer Teilnehmerin haben wir schon eine Menge gehört: Andrea Welz. Sie hat sich als erste die Mühe gemacht und die Geschichte der Denkmäler hier im öffentlichen Raum in Stuttgart untersucht. Vielen Dank dafür. Ihr Beitrag war für mich eine genauso inspirierende Lektüre wie für Herr Gegenfurtner. Schön, dass Sie heute Abend dabei sind. Zur Runde gehört auch Klaus Enslin von der Arbeitsgemeinschaft Stadtgeschichte Stuttgart. Vielen Dank, dass Sie dabei sind. Dann haben wir unsere Kollegin und Nachbarin Nicole Bickhoff, Leiterin des Stadtarchivs zu Gast. Wilhelm II. steht sozusagen genau zwischen uns, auf den Grundstücksgrenzen. Es freut mich sehr, dass Sie dabei sind.

»Das Interessante am Denkmal von Wilhelm II., über das wir heute sprechen, ist ja, dass es nicht auf einem Sockel steht – er steht uns mehr oder weniger auf Augenhöhe gegenüber.«

Andrea Welz

Wir haben außerdem das Ehepaar Michael und Veronika Kienzle zu Gast. Letztere ist Bezirksvorsteherin und er ist Vorsitzender der Stiftung Geißstraße. Diskussionsteilnehmer ist auch Elias Brenneisen, ein junger Kulturwissenschaftler, der sich mit dem Thema

Wilhelm II. und dem Diskurs um ihn beschäftigt. Er wird uns kritisch wissenschaftlich begleiten und seine Bachelorarbeit darüber schreiben. Und schließlich haben wir Faisal Osman für die Black Community Foundation Stuttgart und Nadine Seidu von der Stabsstelle Erinnerungskultur der Stadt Stuttgart hier in der Runde. Schön, dass Sie dabei sind. Sie, Frau Seidu können uns sicher bei unseren Fragen weiterhelfen, wer sich eigentlich in Erinnerungskulturen repräsentiert. Und an was man sich erinnern sollte und an was vielleicht besser nicht?

Ich schalte nun auf das Dokument, das später auch die Nutzer*innen sehen, die mit uns vielleicht irgendwann diskutieren möchten. Man bekommt dort verschiedene Fragen gestellt und ich kann auch Videos einbinden. Die erste Frage, über die ich gerne diskutieren würde, ist: **»Wie viel historische Wahrheit sollte in so einem Denkmal überhaupt stecken?«** Geht es bei einem Denkmal auch um Wahrheit? Inwiefern muss es »richtig« sein? Frau Welz, wie wahr oder unwahr sind denn unsere anderen Denkmäler im öffentlichen Raum? Und spielt das überhaupt eine Rolle?

Andrea Welz:

Damit werde ich jetzt ein wenig überraschend konfrontiert. Wie wahr, wie unwahr. Die Denkmäler stehen ja nicht alle nebeneinander, sie sind verteilt. Aber es gibt eine Gruppe von Bürgern, die immer wieder Denkmäler setzt. Ich glaube im Hintergrund steckt der Autor und Historiker Gerhard Raff aus Degerloch. Beim Reinhold Nägele-Denkmal am Ende der Aussichtsplattform Weißenburg, denkt man zum Beispiel auch: »Was hat jetzt der Maler eigentlich mit diesem Ort und mit dieser Aussicht zu tun?« Oder Kaufmann Henry Dunant in der Hasenbergsteige, der plötzlich auftaucht. Manchmal ist man als Spaziergänger oder Bürger in Stuttgart schon überrascht, zu wem es alles ein Denkmal gibt. In meinem Aufsatz erwähne ich auch eine Guerilla-Aktion. Ich weiß nicht, ob das zur Kenntnis genommen wurde. Letzten Sommer gab es in Stuttgart einen Clara Zetkin-Platz – und zwar direkt beim Gewerkschaftshaus. Ich habe gegoogelt und bei Google Maps den Platz gar nicht gefunden. Beim genaueren Hinsehen habe ich bemerkt, dass das Straßenschild einfach übermalt war. Da hat jemand für Clara Zetkin Hand angelegt und für sie ein Denkmal geschaffen.

Das war eine subversive Aktion und heute heißt der Platz wieder Gustav Heinemann-Platz. Ich hab es aber fotografiert und den Herausgeber des Buches »Kunst im öffentlichen Raum« gebeten, das Foto unbedingt mit aufzunehmen. Ich dachte mir schon, dass es nur für kurze Zeit bleibt – und so ist es zumindest in der Öffentlichkeit dokumentiert, dass es diesen Platz für ein paar Wochen gab.

Torben Giese:

Wenn man so will, schließt sich dem die Frage an die Runde an: An wen wird überhaupt erinnert und an wen nicht? Clara Zetkin ist jemand. Hat sie überhaupt ein Denkmal in der Stadt? Müsste sie eins haben? Sie ist ja sicherlich eine der berühmtesten Töchter dieser Stadt.

»Ich denke, dass diese Erinnerungsdenkmale auch immer dazu dienen, dass die jeweilige Persönlichkeit und die Legende um sie weiter gepflegt werden kann.«

Veronika Kienzle

Veronika Kienzle:

Ich glaube es gibt ganz unterschiedliche Formate, was Denkmäler angeht: Clara Zetkin hat in Stuttgart ja ein sehr lebendiges Denkmal in Form eines Waldheims, in dem viel Leben stattfindet, Jung und Alt, Ehrenamt und Engagement zusammenkommen. Und ich glaube, das ist auch eine gute Überleitung zu Ihrer ersten Frage, wie viel Wahrhaftigkeit oder Ernsthaftigkeit oder Wahrheit dabei sein muss. Ich erinnere an die Debatte über den Mops von Lorient. Ob er denn auf dieser oder jener Straßenseite steht. Und ob er überhaupt da stehen und aufgestellt werden muss. Ich denke, dass diese Erinnerungsdenkmale auch immer dazu dienen, dass die jeweilige Persönlichkeit und die Legende um sie weiter gepflegt werden kann. Ich glaube, dass die Wahrheit gar nicht so wichtig ist, es kommt vielmehr auf die emotionale Bindung an.

Michael Kienzle:

Vielleicht könnte man sagen, ein Denkmal darf jedenfalls nicht »falsch« sein. Wenn wir es als falsch betrachten, dann ist es ein Ärgernis.

Oft handelt es sich ja aber auch um ein künstlerisches Denkmal und über Kunst lässt sich bekanntlich streiten. So wie Schiller jetzt auf dem Schillerplatz steht, ist es wunderbar, aber so war er wahrhaftig natürlich nicht. Es ist aber eine künstlerische Darstellung und die ist akzeptabel. Ob das dezent zu einer Verklärung beiträgt? Das mag schon sein, die Hauptsache ist doch aber, dass es nicht falsch ist. Und ein Denkmal manifestiert sich ja auch in der Straßen- oder Platzbenennung oder durch Tafeln. In Stuttgart sollte beispielsweise kürzlich darauf hingewiesen werden, wie virulent Rassismus in der Stadt noch ist. Das sind alles Denkmalaktivitäten, die immer wieder hochkochen und ihre Berechtigung haben – und um die Berechtigung geht es. Wer also ein Denkmal will, ob es Wilhelm ist oder etwas anderes, der wird dafür kämpfen. Früher ist ein Denkmal oktroyiert worden und sollte zur Verherrlichung dienen. Heute ist es ja irgendwie immer etwas anderes.

Torben Giese:

Aber man kann auf jeden Fall festhalten, dass es früher vielleicht eher die Herrscher waren, die Denkmäler gesetzt haben. Heute ist das anders. Kann man das so sagen?

Andrea Welz:

Ich denke, das ist ein ganz wichtiger Aspekt. Bei Schiller war etwa der Stuttgarter Liederkrantz Initiator des Denkmals. Es waren die Bürger, die dieses Denkmal wollten, und zwar auf einem Platz, der eigentlich von der Herrschaft besetzt war. Der heutige Schillerplatz war ja der alte Schlossplatz. Von daher war das schon ein politisches Statement, weil Schiller ja aus Stuttgart fliehen musste. Das Interessante am Denkmal von Wilhelm II., über das wir heute sprechen, ist ja, dass es nicht auf einem Sockel steht – er steht uns mehr oder weniger auf Augenhöhe gegenüber. Und das ist eine Art neues Denkmal-Konzept. Der Schöpfer des Wilhelm II.-Denkmals holte den König vom Sockel nach unten, stellte ihn uns gegenüber und betonte damit den Bürgerkönig, der den Spendern und der Stiftung des Denkmals so wichtig war.

Veronika Kienzle:

Das hat sich ja auch manifestiert, sogar soweit, dass es eine Dame gab, die einmal im Monat ein Sträußchen am Denkmal niedergelegt hat. Also diese Verbindung auf Augenhöhe.

Edith Neumann:

Die Dame, die den Strauß hinstellte, war übrigens Gerhard Raff. Er kam immer von Degerloch mit der Bahn runter in die Stadt und stieg am Charlottenplatz aus. Und wenn er ins Staatsarchiv oder in die Landesbibliothek ging, hat er Blumen an das Denkmal gestellt.

Nicole Bickhoff:

Ich habe ja jahrelang von meinem Dienstzimmer aus das Denkmal im Blick gehabt. Und da war eine ganze Reihe von Leuten, die immer wieder Kleinigkeiten niedergelegt haben.

Edith Neumann:

Ja, es waren auf jeden Fall mehrere Personen, aber vor allem Herr Raff.

Torben Giese:

Das ist auf jeden Fall ein wichtiger Punkt. Bei Denkmälern, die von engagierten Bürgern erstritten wurden, stellt sich die Frage: »Haben diese mehr Legitimität als andere Denkmäler?« Und auch: »Darf man denn so ein Denkmal einfach wegräumen? Oder müssten dann alle Bürger zustimmen?« Das wäre ja schon sehr, sehr kompliziert. Aber auch sehr interessant.

Faisal Osman:

Ich würde sagen, dass der Bürger ja letztendlich das Fundament der Demokratie ist und sein Wille schon wichtig ist. Ich würde sagen, dass es in Ordnung ist, so lange man objektiv an die Sache herangeht. Objektivität ist zwar nie hundertprozentig möglich, aber das höchste Maß, wenn es darum geht, wie etwas funktionieren kann, und vor allem ist es auch informativ. Es geht darum, möglichst viele Seiten zu beleuchten, auch die unangenehmen. Die Frage für mich ist: »Wie steht es um die Erinnerung an König Wilhelm II.?« Und ich sage, er ist in Vergessenheit geraten beziehungsweise jetzt durch die Reichsbürger und alle anderen kommt die Erinnerung wieder hoch. Aber die haben natürlich nur eine gewisse Sichtweise auf die Dinge. Das Zurückhalten von Informationen und dadurch auch der Wahrheit macht Platz für Fehlinterpretationen und für Lügen. Meine Meinung ist: Wenn die Bürger wollen, dass ein Mahnmal zentral in der Stadt steht, dann soll es auch mit all seinen Wahrheiten skizziert werden. Man sollte sich überlegen, ob man es wirklich in der Stadt haben will. Dazu gibt es einfache Pro- und Contra-Listen: Steht mehr Schlechtes als Gutes darauf, sollte man

sich als Stadt zweimal überlegen, ob man es aufstellen möchte. Bei König Wilhelm II. sehe ich das Problem, dass er jetzt in das Licht gerückt wird, als ob er Deutschland einen Dienst erwiesen hätte. Das ist auch so – aber dieser Dienst ging auch auf die Kosten anderer Menschen und verursachte Leid. Es gehört zur Geschichte und so gehört es auch in die Bücher. Man sollte immer alle Seiten beleuchten. Das wäre mein Standpunkt.

**»Bei König Wilhelm II.
sehe ich das Problem,
dass er jetzt in das Licht gerückt wird,
als ob er Deutschland
einen Dienst erwiesen
hätte.«**

Faisal Osman

Andrea Welz:

Also das Votum war ja, wenn ich es recht verstanden habe, dass etwas aufgestellt wird, wenn die Bürger dafür sind. Die Demokratie macht das möglich. Es gab aber auch einen Fall, bei dem die Bürger gegen eine Skulptur waren – und zwar 1961 bei der Bundesgartenschau. Henry Moores »die Liegende« wurde damals direkt auf der Wiese vor dem Landtag aufgestellt. Es gab unzählige Leserbriefe und eine riesige öffentliche Diskussion, weil ganz viele Menschen diese Skulptur weghaben wollten. Uwe Degreif hat darüber promoviert. Im Rahmen seiner Doktorarbeit »Skulpturen und Skandale« wertete er 400 Leserbriefe aus, die damals an die Stuttgarter Nachrichten gegangen sind. Er stellte fest, dass die meisten Leser diese Skulptur – die heute übrigens direkt vor der Staatsgalerie steht – nicht haben wollten, weil sie ihnen »entartet« vorkam. Durch dieses Argument gegen die Skulptur wurde deutlich, dass in vielen Köpfen noch der nationalsozialistische Kunstbegriff steckte. Die Bürger nutzten noch im Jahr 1961 das Vokabular, um gegen diese Skulptur zu votieren. Gerade deshalb finde ich das Buch »Skulpturen und Skandale« sehr wichtig – denn es wirft die Frage auf, ob man die Bürger wirklich über so etwas abstimmen lassen sollte. Wenn ich das Buch lese, würde ich mit Nein antworten. Hätte man es damals gemacht, wäre »die Liegende« heute nicht mehr in Stuttgart.

Nadine Seidu:

Mir kam gerade der Gedanke, ob es nicht vielleicht auch unser Problem ist, wenn wir von einem Denkmal als absolute Größe ausgehen? Ich habe das Gefühl, dass gerade daraufhin diese Streits ausbrechen – und es dann nur schwarz oder weiß gibt. Entweder gibt es die Skulptur oder es gibt sie nicht. Ich persönlich bin in der Rolle, dass ich mich Wilhelm II. nochmal neu nähern durfte. Ich bin keine Stuttgarterin und das Thema ist nichts, was mich historisch schon immer begleitet hat. Auf meinem früheren Arbeitsweg habe ich die Skulptur zwar immer gesehen, manchmal auch Gespräche mitgehört. Ich habe das auch so ein bisschen als Gesamtbild mit dem StadtPalais wahrgenommen. Manchmal dachte ich auch scherzhaft, dass es in Stuttgart mehr Skulpturen über Hunde als über Frauen gibt.

Wenn wir uns ein wenig von diesem Schwarz oder Weiß-Denken wegbewegen wollen, dann ist doch die Frage: »Wie können die Bürger oder wie kann die Stadtgesellschaft Dinge kontextualisieren?« Und das war eben auch mein Gedanke, den ich einbringen möchte. Vielleicht ist die Hauptfrage gar nicht, ob es ein Denkmal gibt oder nicht und wo dieses exakt steht. Vielleicht ist sie vielmehr: »Wie können wir als Stadt ein Denkmal kontextualisieren?« Also geht es darum, dass weitere Denkmäler hinzukommen, dass Kunst hinzukommt, dass die Orte gestalten werden? Auch wenn man bedenkt, dass das StadtPalais mit der Skulptur mehr in Verbindung bringt, erzählt es eine andere Geschichte. Aber wer weiß das schon? Ich finde auch diese Bürgerängste tatsächlich hochkarätig. Man kann ja nicht nur von jemandem ausgehen, der einfach nur durch die Stadt läuft und sich die Skulptur anguckt. Man kann sich auch fragen, wie leicht es dem Bürger gemacht wird, sich überhaupt einem Thema zu nähern. Und es ist gar nicht so leicht.

Torben Giese:

Eine Sache noch dazwischen: Wir sehen das wie Sie, Frau Seidu. Natürlich ist so eine Ausstellung auch der Versuch, allen die Möglichkeit zu geben, eine Position zu entwickeln und dazu eine Meinung zu haben.

Faisal Osman:

Ich würde direkt auf Frau Welz eingehen – und zwar die Skulptur, die gemeint war, ist ja aus dem Jahr 1961 – das waren ungefähr noch sie-

ben Jahre vor der 1968er Revolution, also da, wo es den wirklichen Big Bang gab. Das war ein anderer Zeitgeist. Und die Lobby, die zu der Zeit hinter vielen Leserbriefen stand, war sehr stark. Was wir da haben, ist dasselbe Problem wie heute. Wir haben heute eine Ideologie gegen Wissen und eine daraus resultierende Moral. Am 8. Mai 1945 war etwa die Kapitulation der deutschen Wehrmacht. Man sollte es aber eigentlich nicht den Tag der Kapitulation, sondern den Tag der Befreiung nennen. Und je nachdem, wie man es nennt, hat es eine andere Bedeutung. Das ist die Macht der Sprache und man muss für eine Sache natürlich auch die Meinung und die öffentliche Zustimmung gewinnen. Es macht keinen Sinn, alles von oben herab zu entscheiden.

Mein Weg sieht immer einen Prozess vor, und es ist wichtig, dass man die Leute in diesen Prozess einbindet und ihnen die Dinge erklärt – ohne dabei die Deutungshoheit zu verlieren. Vor allem in der heutigen Zeit, in der es viele Polemiker und Populisten gibt, die gerne mit Halbwahrheiten arbeiten. Ich glaube, die Gegenstrategie ist es, mit Wahrheiten zu arbeiten und damit die Halbwahrheiten zu widerlegen. Wenn man die Deutungshoheit hat, und dem Ganzen ein Bild geben kann, das ihm gerecht wird, dann wird man auch die andere Meinung an die Randgruppen bringen können – nicht nur in die Mitte der deutschen Gesellschaft. Mir ist es wichtig, dass man das richtige Bild vermittelt. Denn wir sind nicht im Jahr 1961, sondern 2021, und wir können Mittel und Menschen dafür gewinnen, Standpunkte zu vertreten. Ich glaube man kann an die Moral und an die Verantwortung der Leute appellieren.

Michael Kienzle:

Ich denke, die Kontextualisierung ist tatsächlich der springende Punkt. Klar, bei Denkmälern von Rassisten hoch zu Ross gibt es nicht mehr viel zu kontextualisieren. Deswegen sind solche ja auch runtergeholt worden, in England zum Beispiel. Aber solche Fälle haben wir in Stuttgart nicht. Einer meiner ersten Anträge als junger Stadtrat war, dass ich Kaiser Wilhelm auf dem Karlsplatz zur Seite stellen lassen wollte – um den Platz Firmen für bürgerschaftliche Aktivitäten zur Verfügung zu stellen. Wir wollten ein Zelt aufstellen, um uns schon damals für eine Verkehrswende stark zu machen. Doch das ging nicht – wegen diesem die Platzmitte beherrschenden Kaiser. Es gab zwar

Stimmen, die den Vorschlag sehr geschätzt haben, doch vom Landesmuseum sagte jemand empört, das gehe auf gar keinen Fall. Obwohl man ja weiß, dass der Kaiser bei vielen schaurigen Dingen mitgewirkt hat, haben wir die Entscheidung in der Stadtgesellschaft irgendwie kommentarlos hingenommen. Da muss ich mich auch selbst an die Nase fassen: Man hätte damals weitermachen und das nicht nur pragmatisch hinnehmen sollen. Ich habe damals im Gemeinderat keine Mehrheit gekriegt, hätte aber sagen müssen: Das ist eigentlich ein moralisches Versagen. Man darf nicht einfach so tun, als gäbe es das nicht.

Torben Giese:

Genau darüber reden wir ja. Auch über den Punkt, dass vielleicht bei irgendeinem Denkmal eine moralische Grenze dann doch irgendwann überschritten sein kann. Sodass es dann vielleicht doch legitim ist, es signifikant zu verändern oder sogar zu stürzen, wie es ja in anderen Ländern gerade passiert. Ob das jetzt der Fall ist? Das ist ja nochmal eine andere Frage.

Nicole Bickhoff:

Sie haben zu Beginn gefragt: »Müssen Denkmäler wahr sein?« Ich bin auch der Auffassung von Herrn Kienzle, sie dürfen nicht gänzlich falsch sein. Aber Persönlichkeiten sind komplex, und oft auch ambivalent. In einem Denkmal spiegelt sich immer nur eine Seite wider. Ganz abgesehen davon, dass Denkmäler natürlich auch etwas über diejenigen aussagen, die die Denkmäler in Auftrag geben und aufstellen lassen. Das bringt natürlich eine ganz spezifische Sichtweise zum Ausdruck. Ich denke, dass das auch beim Denkmal zu König Wilhelm II. ein bisschen so ist. 1991 konnte man Wilhelm II. nicht mehr hoch zu Ross und in einer Uniform darstellen. Daher ist es ja auch irgendwie klar, dass man dann eben den Aspekt des Bürgerkönigs herausgestellt hat. Ob er wirklich in dem Maße der Bürgerkönig war, bleibt zu untersuchen. Das sind die Fragen, die man an solche Denkmäler stellen sollte. Wo wir wieder bei der Kontextualisierung wären. Wenn Denkmäler dazu anregen, Fragen zu stellen, vielleicht auch ein bisschen zu provozieren, aber sie auch zu hinterfragen, ist das ja ein durchaus sinnvolles Anliegen. Die Monarchen sind unterschiedlich damit umgegangen, wie sie ihre politisch zunehmende

Bedeutungslosigkeit kompensieren. König Ludwig II. hat sich in seine fantastischen Märchenwelten und Märchenschlösser geflüchtet. Der Kaiser hat mehr für das Militär gelebt und König Wilhelm II. von Württemberg hat vielleicht so ein bisschen die Flucht nach vorne angetreten und ist zum bürgerlichen Spaziergänger und zum liberalen Theaterförderer geworden.

»Wenn Denkmäler dazu anregen,
Fragen zu stellen,
vielleicht auch ein bisschen
zu provozieren,
aber sie auch zu hinterfragen,
ist das ja durchaus
ein sinnvolles
Anliegen.«

Nicole Bickhoff

Marc Gegenfurtner:

Da wollte ich auch ansetzen. Vielen Dank. Ich glaube, dass die Komplexität jeder Persönlichkeit und jeder Person einfach schon mitberücksichtigt werden muss. Wenn wir uns künftig irgendwelchen Denkzeichen und Denkmälern nähern, halte ich die Denkmäler, wie soll ich sagen, aus der Zeit gefallen. Aber jede Zeit hat ihre Denkzeichen. Wenn wir uns Persönlichkeiten heutzutage nähern, sollte sich das partizipativer, bereits im Ansatz diskursiver auf einer ganz breiten Ebene vollziehen. Das hat Frau Welz in ihrem Aufsatz auch schön dargestellt. Und die Fragen gestellt: Was passiert denn eigentlich mit den vielen Denkmälern, die sich über die Zeit im öffentlichen Raum angesammelt haben? Wie können wir sie kontextualisieren? Wie können wir den Diskurs aufgreifen und diese Komplexität auch nachträglich noch vermitteln? Letztlich ist es ja auch eine gewisse Art von Gerechtigkeit. Ob die im Sinne der ursprünglichen Schöpfer*innen, also Künstler*innen oder auch der Initiatorinnen und Initiatoren liegt oder nicht, ist mittlerweile nicht mehr das Thema, glaube ich. Es geht vielmehr darum, den entsprechend breiten Diskurs herzustellen und dieser Komplexität Herr zu werden. Im Guten vielleicht bei Wilhelm II. und im vielleicht weniger Guten, aber auch mit der Erinnerungskultur, zur Zeit des Nationalsozialismus. Ja, und wenn jetzt

noch das Deserteur-Denkmal vor dem Theaterhaus runterkommt, haben wir gerade in diesem Geviert rund um den Karlsplatz künftig auch eine ganze Diagonale, eine ganze Reihe an Erinnerungskultur, die ja letztlich um diesen Wilhelm II. herumsteht. Wir vom Kulturamt sind momentan dran, dieses wunderbare Werk auf die nächste Stufe zu stellen, nämlich in den virtuellen öffentlichen Raum -- um dadurch eine unterschiedliche, vielschichtige und multiperspektivische Beschäftigung zu ermöglichen.

Andrea Welz:

Ich wollte nochmals auf den Aspekt von Frau Bickhoff eingehen, ob Denkmale wahr sein müssen. Wie auch das Bild von Wilhelm II. als Bürgerkönig, wie es betont wird. Der König, der uns auf Augenhöhe gegenübersteht, mit seinen zwei Hunden, so niedlich und irgendwie sympathisch. Ich mache ja seit vielen Jahren Stadtführungen und ich finde es besonders interessant, was die Bürger*innen, die mit mir durch Stuttgart gehen, so erzählen. Es ist jedenfalls immer ein großes Thema, wenn man am StadtPalais vorbeikommt und die Frage auftaucht: Wo ist das Denkmal, ist es da? Wo steht es jetzt? Immer wieder wird auch der Aspekt betont, dass Wilhelm II. am 9. November 1918 wutentbrannt das Wilhelmspalais verlassen hat und nicht nach Stuttgart zurückkommen wollte. Und auf keinen Fall in Stuttgart begraben werden wollte. Frau Neumann kann das sicher auch bestätigen. Ich weiß nicht, welche Quellen es gibt, aber es ist mir schon hundertmal erzählt worden, dass der Leichenzug einen großen Bogen um Stuttgart herum machen musste. Er sollte nicht einmal die Stuttgarter Gemarkung tangieren. Wenn man den Wunsch des Königs folglich ernst nehmen würde, dürfte man ihn nicht vor das Wilhelmspalais stellen. Ich fand es hinreißend, dass Herr Giese in dem Aufsatz schrieb, dass sie ihn jetzt erst einmal hinters Haus gestellt haben, da hatte er den Hundezwinger, da hat er die Hunde abgeholt. Das war mir sympathisch. Frau Neumann weiß über diese Geschichte mit diesem Leichenwagen sicher mehr. Ich habe das immer nur so erzählt bekommen.

Torben Giese:

Frau Neumann, ist das wahr?

Edith Neumann:

Also ja, die Geschichte ist insofern wahr: Der König ist nicht wutentbrannt gegangen, er ist enttäuscht gegangen. Und seine Umgebung hat ihm damals geraten, bald zu gehen, weil sie einfach Angst hatten, dass sie ihn nicht schützen können. Es war eigentlich nett gemeint, ihn nach Bebenhausen zu schicken, damit er dort sicherer ist. Tatsächlich hat er aber einem Freund geschrieben, dass er etwas enttäuscht von seinen Stuttgartern oder überhaupt von seiner Behandlung ist. Ihm war schon klar, dass es eine Revolution war – und dass er natürlich nicht mehr nach Stuttgart zurück wollte. Das mit dem Leichenzug ist so nicht belegt. Natürlich hätte man auch gegen seinen Willen mit dem Leichenzug durch die Stadt fahren können. Aber ich glaube, 1921 war die falsche Zeit dafür. Sie war noch nicht reif. Historisch gesehen war das schwierig, und man wählte einfach den kürzeren Weg – direkt nach Ludwigsburg. Wenn man die Straßenführung anschaut, war es auch einfach ein bequemer Weg. Und natürlich waren auf dem Weg sehr viele Menschen, die ihn begleitet haben.

Nadine Seidu:

Genau das ist jetzt ein kleiner Bogen zu dem Thema, das wir vorher hatten. Zunächst ein kurzer Gedanke zu Wilhelm I., dem Kaiser auf dem Karlsplatz: Ich finde, es zeigt auch ganz gut, wie wichtig so ein Gesamtkonzept ist oder wie viel sozusagen eine Stadt eigentlich als Gesamtbild ausmacht. Tatsächlich haben ja auf dem Karlsplatz kürzlich auch einige AfD-Demonstrationen stattgefunden. Das ist meiner Meinung nach ein Punkt, ab dem es nicht nur um Erinnerungskultur geht. Was können wir dazu noch Sinnvolles sagen? Muss man vielleicht als Stadt so weit gehen und sagen: Okay, dieser Platz ist für bestimmte Symboliken gesperrt oder ähnliches. Sollen sie woanders demonstrieren, bevor sie ihre Botschaft mit Bildmaterial von dem Kaiser-Denkmal senden. Nun aber zurück zum unserem Wilhelm. Vielleicht könnte man sagen, dass wir das Denkmal wirklich als Projektionsfläche sehen, da die Wahrheit irgendwie schwammig ist. Man sagt, das Denkmal lebt von der multiperspektivischen Erinnerungskultur, in der die Bürger Fläche haben, zu projizieren. Und das wortwörtlich, indem man beispielsweise Platz für Kunstinstallationen außen herum schafft. Für mich ist es ein reizvoller Gedanke, diese Pro-

jektion mal wortwörtlich zu nehmen. Ich glaube, wir haben uns schon ein bisschen drauf geeinigt.

Wenn die Bürger wirklich sagen, was sie sich wünschen, ist die Bürgernähe nahe. Das hätte für mich einen viel größeren Aussagewert als nur das Denkmal an sich. Auch auf der anderen Seite des Gebäudes müsste man das Denkmal nicht durch eine ergänzende Inschrift oder ähnliches verändern. In zehn Jahren assoziiert man vermutlich sowieso ganz andere Sachen damit. Vielleicht wird es ja irgendwann hier als Konzept noch weiterentwickelt, vielleicht auch woanders.

»Man sagt, das Denkmal lebt von der multiperspektivischen Erinnerungskultur, in der die Bürger Fläche haben zu projizieren. Und das wortwörtlich, indem man beispielsweise Platz für Kunstinstallationen außen herum schafft.«

Nadine Seidu

Torben Giese:

Ich will dazu eines sagen: Man könnte natürlich immer gegenargumentieren und sagen: »Ja, aber warum denn dann gerade an Wilhelm?« Es wäre doch super, eine freie Fläche zu haben, auf der sich einfach jeder an etwas erinnern kann, was ihm wichtig ist – unabhängig vom König. Das nur als Gedankengang.

Veronika Kienzle:

Vielleicht nochmals zum Karlsplatz und dass dort diese AfD-Demonstrationen stattgefunden haben: Das wurde aufgrund der Coronapandemie so entschieden, weil die Stadt Stuttgart die anderen beantragten öffentlichen Räume nicht zugelassen hat. Der Grund war, dass man auf dem Schlossplatz die Menge der Leute nicht so eingrenzen konnte wie auf dem Karlsplatz. Deshalb fanden fast alle Demonstrationen der letzten zwei Jahre, von den Gastronomen über die Schausteller bis hin zur AfD, immer auf dem Karlsplatz statt. Ich glaube, da gibt es im Moment Gott sei Dank

noch nicht diese Herleitung. Johannes Milla von der Agentur »Milla & Partner« hat einmal vorgeschlagen, man solle das Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus doch mit dem von König Wilhelm I. tauschen – das eine auf den Sockel stellen und das andere vom Sockel runterholen. Das finde ich eine interessante Idee, auch wenn sie etwas ungewöhnlich ist. Aber es wäre natürlich ein politisches Statement und eine klare Aussage. Es würde zudem die Türe für die Aussage öffnen, dass diese Monumente und Mahnmale auch veränderbar sind. Was wir jetzt übrigens auch mit dem Deserteur-Denkmal erleben. Ich habe nichts gegen dieses Denkmal, aber innerlich schmerzt es mich langsam schon, dass das hier eine Art Abwurfstelle von Kunst im öffentlichen Raum auf engstem Raum wird. Eigentlich passt nichts zueinander und nichts korrespondiert mit dem Platz. Wir haben keinen besseren gefunden, aber ich finde ihn nicht optimal. König Wilhelm I. hat den Karlsplatz natürlich wirklich geprägt. Im Gegensatz zu meinem Mann bin ich auch ganz froh, dass wir darauf nicht nur Halligalli haben und dass dieses Denkmal uns dazu zwingt, die Anzahl der Veranstaltungen und deren Ausgestaltung einzuschränken. Das heißt, dass dort nicht jede Woche Fischmarkt sein kann, sondern dass der Platz auch immer wieder das ist, was so ein öffentlicher Raum leisten muss. Dass er auch ein Ort der Ruhe ist, in diesem im Trubel liegenden Einkaufsumfeld. Er hat einfach noch eine andere Funktion – nicht nur Trubel oder die Anhäufung von Denkmälern und Skulpturen. Es ist nicht ganz einfach und ich glaube, wir müssen auch den Kontext öffentlicher Raum, was macht es mit dem öffentlichen Raum und die neuen Anforderungen mitberücksichtigen. Vielleicht ist es wichtig mitzudenken, dass man heutzutage nicht mehr alles immer für die Ewigkeit aufstellen muss, sondern dass sich die Dinge auch mal verändern dürfen. Und jetzt? Ob König Wilhelm II. nicht vielleicht doch geschmeichelt gewesen wäre, wenn man ihm gesagt hätte: »Jetzt machen wir ein Denkmal für dich und stellen dich nochmal dort hin.« Das Denkmal zeichnet sich für mich durch einen gewissen reduzierten Gestaltungswillen aus. Es ist so ein bisschen eine folkloristische oder ja, kleinbürgerliche Darstellung und kein künstlerischer Wurf, wie wir es vielleicht von Henry Moore oder anderen Skulpturen kennen.

Faisal Osman:

Vielleicht ist bereits aufgefallen, dass mir die Meinung von den Bürgerinnen und Bürgern in der Politik sehr wichtig ist. Weil gerade eben das Stichwort »kleinbürgerlich« gefallen ist, möchte ich klarstellen, dass diese »Kleinbürgerlichkeit« meine Tangente ist. Ich musste mit meiner Hautfarbe in genau diesem Klima leben. Aus diesem Grund ist es mir persönlich wichtig, weil ich jeden Tag damit konfrontiert werde. Wenn wir am Karlsplatz und bei Kaiser-Wilhelm II. das machen, was gerade besprochen wurde, wäre ich mir auch nicht sicher, ob man dort wirklich AfD-Kundgebungen stattfinden lassen würde, wenn etwa das Wort der Herero erwähnt würde oder besser der Begriff der verbrannten Erde. Kaiser Wilhelm II. war der Mann, der gesagt hat, dass er bereit dazu ist, verbrannte Erde zu hinterlassen. Er hat mit dem Imperialismus sein Ego befriedigt. Hintergrund des Imperialismus waren aber nicht mehr Rohstoffe, sondern es war einfach eine Großraumdoktrin, eine Großmachtdoktrin. Das war nichts anderes als ein »Schwanzvergleich« zwischen Frankreich, Deutschland und England, so muss man das einfach nennen. Es ging letztendlich auch um die Forschung. Ich finde, man muss, bei so einem Mahnmal oder beziehungsweise einer Statue von so jemandem, auch vermitteln, was er Gutes getan hat. Und wenn wir von Stuttgart sprechen, dann müssen wir auch über AFRICOM, das Afrikanische Kommando der Vereinigten Staaten, reden. Denn von AFRI-COM wird heutzutage eine neue Art Imperialismus geführt. Kaiser Wilhelm II. war die Vergangenheit, und heute ist AFRICOM – wir haben das Problem also immer noch. Die Leute denken immer, es wäre so weit entfernt, aber eigentlich sind es nur 100 Jahre. Man muss den Menschen nochmal erklären, dass es auch unsere Verantwortung ist. Und AFRICOM tut eigentlich nichts anderes als Wilhelm II., nämlich imperialistischen Zugang von Stuttgart aus zu leben. In unserer Gesellschaft gerät vieles in Vergessenheit. Das ist ein menschlicher Zug – wir vergessen schnell und wir lernen schwer. Und das sollte man den Leuten ins Gedächtnis rufen.

Torben Giese:

An der Stelle würde ich gerne eine Art Abschlussrunde drehen. Ich fand es sehr, sehr interessant und eine Frage steckte in allen Beiträgen: »Erinnern wir eigentlich an die rich-

tigen Dinge? Was für eine Stadt möchten wir sein? Wo möchten wir hin?« Und ich bin jetzt ein bisschen flapsig: »Sind denn die ganzen Herrscher und Könige, die wir über die Stadt verteilt haben, die, die uns in die Zukunft führen, kontextualisiert oder nicht?« Eine legitime Frage. Die Bürger, die an Schiller erinnert haben, verfolgten mit dem Denkmal eine politische Botschaft. Welche politische Botschaft verfolgen wir?

Diese Frage würde ich gerne in die Runde werfen und noch etwas mitgeben, das mich in den letzten Wochen unglaublich beschäftigt hat. Ich habe Nietzsche gelesen. Das kommt selten vor, er ist nicht mein Philosoph. Aber Nietzsche macht als Historiker etwas ganz Interessantes: Er unterscheidet nämlich drei Arten von Zugriff auf die Geschichte: Einmal der antiquarische Zugriff, der mit Liebe, Treue und Pietät auf die Vergangenheit blickt, der Vergangenheit mit Ehrfurcht entgegentritt und zugleich das Neue und Unsichere ablehnt.

**»Wo wollen wir eigentlich hin?
Welche Stücke der Vergangenheiten
sind diejenigen, die es vielleicht
wert sind, genauer zu betrachten?«**

Torben Giese

Ich glaube, darin steckt viel Wahrheit über das Denkmal an Wilhelm II. drin. Dann der monumentalistische Zugriff, der Gewissheit im Ungewissen erzählt, Zeilen spendet, Geschichte als großen Kampf der Vorbilder und Lehrer bereitstellt, betrachtet und daraus die Botschaft ableitet: Das Große, das einmal war, wird auch wieder möglich sein. Also ja, klassische Staats-erinnerung, die sagt, wir können diese Erfolgsgeschichte fortschreiben. Und ich glaube, den Zugriff, den wir als Gesellschaft eigentlich interessant finden, ist der kritische Zugriff auf die Vergangenheit. Jede Vergangenheit ist es wert, peinlich inquiriert zu werden, so hat es Nietzsche ausgedrückt. Und ich glaube, die Frage steckt auch in allem, was wir heute besprochen haben. Wie wollen wir uns eigentlich erinnern? Und warum? Und was wollen wir damit erreichen? Mit dieser Runde würde ich gerne auch abschließen. Gar nicht so sehr, ob Wilhelm II. jetzt hier steht oder Wilhelm I. dort, sondern immer zu fragen: Wo wollen wir ei-

gentlich hin? Welche Stücke der Vergangenheiten sind diejenigen, die es vielleicht wert sind, genauer zu betrachten? Gibt es bestimmte Dinge, bei denen man sagt: Das gehört doch in irgendeiner Form eigentlich auch in den öffentlichen Raum?

Michael Kienzle:

Dieser kritische Zugriff ist der absolut richtige. Kritisch muss aber auch bedeuten, dass man sich vergewissert. Es muss ein liebevoll kritischer Zugriff sein – bei dem man sich über die Werte sicher ist, die bestimmte Freiheitskämpfer oder Menschen, moralische Vorbilder, mit sich bringen. Clara Zetkin gehört da sicher dazu. Wir haben hier Mitte Juli lange überlegt, wo wir Joseph Süß Oppenheimer ein Denkmal setzen. Er ist ja zu einer Zentralfigur des Antisemitismus geworden und wurde in Stuttgart hingerichtet. Wir haben lange rumüberlegt und der Platz mit seinem Namen ist bis heute leider nicht optimal. Es ist wie ein Kampf um mehr Erinnerung im Kampf um die Werte für heute – die man aus der Vergangenheit ableiten kann. Und das macht man nicht, indem man aggressiv gegen etwas vorgeht, sondern das kann man eigentlich nur machen, indem man Sympathie schafft, auch eine posthume Sympathie. Das würde ich darunter verstehen. Oder unter kritischem Bedenken, so wie Sie es gerade von Nietzsche hergeleitet haben.

**»Es ist wie ein Kampf
um mehr Erinnerung
im Kampf um die Werte für heute –
die man aus der Vergangenheit
ableiten kann.«**

Michael Kienzle

Torben Giese:

Ich glaube auch nicht, dass Nietzsche meinte, dass man damit immer etwas Böses tun müsste. Ich denke wie Herr Osman, dass man ehrlich sein muss und alle Facetten in den Blick nehmen sollte.

Nicole Bickhoff:

Ja, die historischen Denkmäler gehören natürlich auch zum historischen Erbe, das ist die eine Seite. Die andere ist – so wie Herr Kienzle

es auch angesprochen hat – die Frage: Welche Werte sind uns heute wichtig und welche Persönlichkeiten stehen dafür, die eben nicht gewürdigt werden? Historische Denkmäler werden natürlich auch immer aus einer bestimmten Sicht betrachtet. Hintergrund ist die Herrschaftsgeschichte und heute haben wir viele Perspektiven auf die Geschichte. Frauen kommen im Kontext der Denkmäler beispielsweise sicherlich zu kurz. Jungwähler erwähnen auch Verfechter, die für die Demokratie eingetreten sind. Müsste man also nicht das Spektrum auch erweitern? Und überlegen, wo man diese Persönlichkeiten erinnert? Das müssen ja auch nicht nur klassische Denkmäler sein, sondern können auch Straßennamen sein. Noch zu Joseph Süß Oppenheimer: Da ließe sich bestimmt etwas Besseres finden als diesen schäbigen Platz, den sowieso keiner kennt. Das Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus ist sicherlich ein zentrales Denkmal. Aber ich glaube, dass nur wenige Stuttgarter Bürger*innen, die dort vorbeigehen, auch wirklich wissen, wofür es steht. Es wäre gut, dies ein bisschen deutlicher zu machen.

Torben Giese:

Ich möchte Frau Seidus Argumente unterstreichen: Natürlich denke ich, dass es wichtig ist, intensiv darüber zu diskutieren. Bei Wilhelm aber gar nicht so sehr, ob man ihn wegräumen kann. Sondern eher: Wie viel Ewigkeitsanspruch kann so ein Denkmal für sich erheben? Und haben wir als Gesellschaft etwas davon, wenn wir diesen Ewigkeitsanspruch jedem Denkmal zugestehen? Oder sollte man nicht von vornherein über eine Befristung nachdenken oder auch über ein mögliches Ende einer Kultur? Oder dass man sich nach einer gewissen Zeit fragen darf, ob man nicht irgendetwas verändern muss oder ob es Denkmäler gibt, die jährlich wechseln? Fragen Sie mich nicht, ob das alles Sinn macht. Aber sind es nicht die interessanteren Themen? Dass man drei Denkmäler hat und jedes Jahr kommt ein anderes auf diese Stelle. Ich weiß es nicht. Aber ich glaube, dass der Ewigkeitsanspruch tatsächlich ein Problem ist, weil unweigerlich der Gedanke aufkommt, dass irgendwann kein öffentlicher Raum mehr da ist, ohne dass man etwas entfernen muss. Und das ist eigentlich eine unglückliche Wahl, die nur zu Diskussionen und Verletzungen führen kann. Ich glaube, dass das eine interessante Zukunftsaufgabe

auch für uns im StadtPalais ist. Vielleicht ist das ephemere Gedenken ja auch eine Möglichkeit? Dies als Abschlussfrage in die Runde: Könnte man vielleicht viel temporärer denken? Oder will das dann keiner?

Nadine Seidu:

Ich finde den Ansatz gut, vor allem, weil es ja auch nicht darum gehen müsste, dass die Denkmäler komplett verschwinden. Die Frage wäre vielmehr: Werden sie vom öffentlichen Raum an einen Ort wie einem Lapidarium der Zukunft oder Museal gebracht, wo man sie auch besser kontextualisieren und erklären kann? Im öffentlichen Raum kann man ja nicht einfach fünf Tafeln aufstellen, um die Komplexität einer Person darzustellen und zu zeigen, welche Rolle sie in der Geschichte gespielt hat. Ja – ich bin auf jeden Fall für die Veränderlichkeit.

Faisal Osman:

Noch zu diesem Ewigkeitsanspruch: Ich denke, dass er auch ein Grund ist, warum wir heute darüber sprechen müssen. Aus einer Zeit resultiert ja immer auch eine gewisse Konsequenz, und vielleicht eine Schuld. Ich bin der Meinung, dass ein Mahnmal so lange dastehen sollte, bis die Konsequenz daraus gelernt ist. Es kann dann weg, wenn wir uns sicher sein können, dass Fehler und bestimmte Dinge nicht noch einmal passieren. Es soll aber auch nicht existieren, um für immer an Schuld zu erinnern, denn keiner, der aktiv dort beteiligt war, lebt heute noch. Aber ein Mahnmal soll an die Konsequenzen erinnern. Erst wenn alle Bürger*innen diese Lektion gelernt haben, kann man sagen: »Okay, gut, wir machen solche Fehler nicht und solche Mahnmale brauchen wir nicht.« Was ich zum Abschluss noch sagen möchte: Wenn wir uns schon in diesem elitären Kreis hier treffen, haben wir auch eine gewisse Verantwortung und Vorbildfunktion – jede*r in seiner oder ihrer jeweiligen Funktion. Wenn wir die Vergangenheit aufarbeiten, können wir auch ehrlich zeigen, dass wir Schuld aufarbeiten. Und wenn wir die Vergangenheit und das, was passiert ist, ehrlich darstellen, können wir auf jeden Fall auch zeigen, dass wir ehrlich voranschreiten wollen. Das würde gleichzeitig betonen, dass wir die Rechenschaft übernehmen und das ebenfalls tun, wenn wir noch weiter gehen, um Neues aufzudecken. Es sollte nicht darum gehen, zu sagen: »Oh schau, was passiert ist,

wir wissen es alle und wir gehen weiter.« Sondern wir sollten den Mut haben, Neues aufzudecken. Das wäre in meinen Augen das Richtige. Ich habe wenig Interesse daran, dass das rechte Gedankengut weiter zunimmt. Aus diesem Grund würde ich vor allem um die Zustimmung von den Menschen mit anderem Gedankengut werben. Und Zustimmung bedeutet gleichzeitig auch, die Deutungshoheit zu besitzen. Genau das ist wichtig. Denn wenn wirklich der »Sieger« die Geschichte schreibt, dann sind bei uns die Guten zu wenig als Sieger hervorgegangen, denn vorzeigbar ist sie nicht wirklich. Wenn wir also wirklich Sieger sind, dann schreiben wir unsere Geschichte. Das bedeutet hier haben wir die Deutungshoheit. Und entweder es passiert so und wir lassen Gutes wirklich walten oder wir müssen uns eingestehen, dass wir einfach nicht das Richtige oder genug getan haben, um das Richtige durchgehen zu lassen und zu schaffen. Und letztendlich geht es nur darum – das ist nur meine bescheidene Meinung.

Veronika Kienzle:

Ich glaube, ein ganz wichtiges Merkmal ist auch, was wir nach draußen ausstrahlen, wie ernst wir diese Kunstwerke oder Denkmale nehmen. Ich bin seit 2004 Bezirksvorsteherin und wenn ich daran denke, wie oft ich gekämpft habe, dass bei jeder Großveranstaltung dieses Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus nicht zum Pinkelstein für alle wird, die gerade Glühwein oder Fischbrötchen oder sonst irgendetwas intus haben. Das war ein richtiger Kraftakt. In den Ämtern war es überhaupt nicht klar, dass man das schützen muss. Ich glaube, wenn wir uns über eine Befristung oder über einen Wechsel von Denkmalen unterhalten, müssen wir auch die Ernsthaftigkeit dieser Standorte nochmal prüfen. Gibt es an einem bestimmten Ort wirklich die Notwendigkeit, dass dieses Kunstwerk dort steht? Beim Deserteur-Denkmal kommt es mir leider ein bisschen so vor, als ob man diesen Standort eben einfach gefunden hat, aber optimal ist er nicht. Gibt es dafür überhaupt eine innere tiefere Notwendigkeit oder Verbindung? Und wenn es dann schon dort steht beziehungsweise aufgestellt ist – wie gehen wir dann mit diesem Ort um, damit er nicht so endet wie der Joseph Süß Oppenheimer-Platz? Wir haben Ignatz Bubis damals versprochen, dass wir diesen Platz gestalten und es ist uns

bis heute nicht gelungen. Dieses Versprechen ist einfach noch nicht eingelöst.

Klaus Enslin:

Der Ärger beim Denkmal von Wilhelm II. besteht eigentlich darin, dass es sozusagen über Nacht versetzt wurde. Es wurde vorher nicht diskutiert, sondern es war einfach verschwunden. Das wurde auch in den Leserbriefen damals kritisiert. Zukünftig sollte man einfach vorher diskutieren und dann erst zur Tat schreiten.

Torben Giese:

Dem kann man, auch wenn wir die Schuldigen sind, nur beipflichten. Im Nachhinein ist man immer schlauer.

**»Der Ärger
beim Denkmal von Wilhelm II.
besteht eigentlich darin,
dass es sozusagen
über Nacht versetzt
wurde.«**

Klaus Enslin

Veronika Kienzle:

Das war mit der Maillol-Skulptur übrigens genauso. Sie stand auf dem Schlossplatz und verschwand dann irgendwann plötzlich ins Kunstmuseum, nachdem sie restauriert worden ist. Auch das hätte man vorher mitteilen müssen. Die Leute vermissen diese Skulptur im öffentlichen Raum. Sie gab diesem, in großem Trubel liegenden, Platz einen ganz besonderen Moment. Jetzt fehlt sie und es wurde überhaupt nichts kommuniziert. Und das ist der Punkt – ich glaube nicht, dass das Problem darin bestand, dass sie weggekommen ist, sondern eher darin, dass es nicht diskutiert oder kommuniziert wurde.

Nicole Bickhoff:

Ich denke, dass der jetzige Standort zwischen Hauptstaatsarchiv und Wilhelmshaus für das Wilhelm II.-Denkmal ganz gut ist. Vor allem, weil es so eine Verbindung zum letzten Wohnort, aber auch zum historischen Erbe gibt.

Elias Brenneisen:

Es würde mir jetzt schwerfallen, nun über mögliche Pläne zu sprechen, aber die Beiträge, die heute von vielen Seiten kamen, fand ich super. Ich möchte nochmal zur Rolle der Institution des StadtPalais eingehen, weil das auch in meiner Arbeit wichtig ist. Ich finde Debatten und Diskussionen und vor allem die Kontextualisierung, die hier angesprochen wurde, im Vorhinein immer besser – und zwar bevor es zu einer radikalen Maßnahme oder einer Umpositionierung kommt. Aber Grund, für unser Zusammenkommen heute ist ja eigentlich die Tatsache, dass die Statue verschoben wurde. Ich würde mich jetzt fragen: Wie schaffen wir es als Gesellschaft, solche Diskurse oder Debatten unabhängig davon zu führen, dass etwas passiert ist? Und ich glaube, es war ein guter Impulsgeber, um eine solche Debatte überhaupt anzugehen.

Torben Giese:

Herr Brenneisen, es würde zu unserer Ehrenrettung beitragen, wenn wir so clever gewesen wären, das von vornherein geplant zu haben. Das haben wir aber nicht getan, was man ganz ehrlich sagen muss. Ich glaube, wir waren uns über die Tragweite unseres Handelns nicht gänzlich bewusst. Wenn ich behaupten würde, wir hätten diesen Impulsgeber mit Absicht gesetzt, um jetzt hier sitzen zu können, wäre das vielleicht genial, aber gelogen. In der heutigen Diskussion haben sich viele Gedanken herauskristallisiert, die wir den Menschen mitgeben können. Ich glaube, wir haben ein bisschen herausgefiltert, dass wir alle sehr zum ephemeren, zum temporären Gedenken tendieren. Vielleicht können wir darüber auch in einer der nächsten Runden noch diskutieren, denn ich glaube, dass das im Detail vielleicht viel schwieriger ist, als man dann auf den ersten Blick denken würde.

Vielen, vielen Dank an alle. Sie haben, so glaube ich, deutlich klar gemacht, dass Erinnern nur bedingt etwas mit Wahrheit zu tun hat. Und ich glaube, wir können alle mit dem Satz von Herr Kienzle leben: »Ein Denkmal sollte nicht falsch sein, aber wahr muss es eben halt auch nicht sein.« Ich denke, darauf können wir uns einigen. Was ich einen sehr wichtigen Punkt von Frau Kienzle fand, war nochmal zu sagen, dass es eine Verbindung zwischen Denkmal und Ort gibt. Es ist eben nicht egal, an welcher Stelle es steht. Darüber muss man nachdenken und

man darf auch streiten. In unserem Falle ist das Argument »er steht doch weiterhin am StadtPalais« eben nur bedingt richtig, denn es verändert natürlich etwas, ob er im Garten oder vor dem Haus steht. Ich hoffe, dass möglichst viele Menschen unsere rege Diskussion digital fortsetzen, sodass wir am 19. Mai ein voluminöses Diskussionspapier nochmals in der Öffentlichkeit debattieren und vorstellen können. Und damit auch auf die Ausstellung vorbereiten, in der jeder seine persönliche Position zu diesem Thema finden kann. Ich darf schon verraten, dass Wilhelm II. vorher noch einmal seinen Standort wechseln wird. Wir finden es eine gute Idee, durch den Wechsel des Standorts auch neue Impulse zu setzen.

Zu überlegen, was eigentlich passiert, wenn wir hier anders kontextualisieren. Frau Bickhoff hat sich schon geoutet, dass sie es gut findet, wo er jetzt steht und ich bin gespannt, wie man auf andere Orte reagieren wird. Zum Schluss kann man das auch gemeinsam entscheiden. Ich glaube, dass wir uns ziemlich einig sein werden, an welcher Stelle er stehen wird. Vielen, vielen Dank. Ich wünsche Ihnen einen schönen Abend und auf ein intensives, leidenschaftliches und interessantes Diskursjahr rund um Wilhelm II. Dankeschön.



Ein Denkmal für den Bürgerkönig Wilhelm II. – König von Württemberg

Dr. Bertram Maurer ist ehemaliger Mathematiker und recherchiert zu verschiedenen historischen Themen. Eine seiner umfassenden Recherchen handelte von der Entstehung des Denkmals Wilhelm II. vor dem StadtPalais – Museum für Stuttgart. Im digitalen Gespräch am 12.5.2021 mit Museums-

direktor Dr. Torben Giese nahm Dr. Bertram Maurer den Gründungsverein, der für die Errichtung des Denkmals verantwortlich war, unter die Lupe. Als Gesprächsgrundlage dienten auch Berichte der Stuttgarter Zeitung, die im Zeitraum der Entstehung des Denkmals veröffentlicht wurden.



Aufzeichnung des Gesprächs vom 12.5.2021. Link: <https://youtu.be/gtSpKfEdiq4>



Dr. Torben Giese

Torben Giese:

Wir sind im langen Diskursjahr, bei dem es um König Wilhelm II. und um sein Denkmal bei uns im Museumsgarten geht. Unsere Gespräche finden im Vorfeld der großen Sonderausstellung statt, die wir am 2. Oktober eröffnen werden.

Wir haben heute einen ganz besonderen Gast, der unser Projekt unglaublich bereichert hat. Aktuell gibt es eine Debatte und einen Diskurs rund um dieses Denkmal. Dabei fragen wir: »Darf man so ein Denkmal eigentlich versetzen? Sollte man es versetzen? Müssen eigentlich alle Denkmäler versetzt werden? Braucht Stuttgart ein Denkmal-Konzept? Wie wahr muss so ein Denkmal sein?« All dies sind Fragen, zu denen Sie Stellung beziehen können. Am 19. Mai werden wir die Ergebnisse aus dem digitalen Workshop, den wir miteinander führen, vorstellen und wiederum mit Experten und Ihnen diskutieren. Heute aber haben wir Bertram Maurer zu Gast: Er ist Rentner und ehemaliger Mathematiklehrer. Herr Maurer: Alles fing an mit einer E-Mail. Was haben Sie mir denn geschrieben? Ich kann mich gar nicht mehr richtig erinnern.



Dr. Bertram Maurer

Bertram Maurer:

Das ist so lange her, ich kann mich auch nicht mehr richtig erinnern. Ich habe Ihnen geschrieben, dass ich »in Aufregung über die Aufregung« bin. Eigentlich habe ich mich aber gar nicht selbst aufgeregt. Ich habe mich nur gewundert, warum man sich so über ein Denkmal aufregen kann. Interessant fand ich dabei, dass der Tenor immer war, dass die Initiatoren dadurch beleidigt werden und nicht nur Wilhelm II.

Bei vielen herrscht die Vorstellung, dass das Denkmal das Ergebnis eines »Graswurzel-Projekts« war, das von vielen einfachen Bürger*innen mit kleinsten Spenden finanziert wurde. So etwas gibt es zwar, aber ich bezweifle stark, dass das hier der Fall war. Zu der Zeit, in der das Projekt gestartet wurde, Sammlungen für Wilhelm II. zusammenzustellen, war ich schon etliche Jahre in Stuttgart und habe das eher am Rande mitbekommen.

Die wesentliche Initiative oder Information lief über das Wochenblatt unter dem Herausgeber Hans-Frieder Willmann. Damals gab Willmann jede Woche ein Tagebuch unter dem Pseudonym »Fred Wiesen« heraus. Darin wurde als

Gegengewicht zur eher liberalen Stuttgarter Zeitung sehr konservativ berichtet. Für mich war es kein positives Projekt.

Nachdem Sie, Herr Giese, nun in Interviews und Artikeln bereits einiges über die Entstehung des Denkmals erzählt hatten, wollte ich selbst recherchieren und habe in der Landesbibliothek die Ausgaben des Stuttgarter Wochenblatts durchforstet. Ich habe die Stuttgarter Zeitung durchgesehen und auch beim Archiv der Stuttgarter Zeitung nachgefragt. Interessant war, dass es relativ wenige Informationen darüber gab. Der ausführlichste Artikel stammte von Philipp Maußhardt. Und die Geschichte der Vereinsgründung wird so erzählt: Es waren zwei normale Bürger und Hundefreunde, zum einen Tierarzt Hugo Gehring, Vorsitzender des »Chihuahua-Vereins« und der Bildhauer Hermann-Christian Zimmerle. Letzterer hat die Hundesrasse Barsoi gezüchtet und ein Hunderennen am Killesberg veranstaltet. Die ganze Sache ist aber erst so richtig ins Rollen gekommen, als Hans-Frieder Willmann sie in die Hand genommen hat. Er rief verschiedene Leute zusammen und gründete den Verein »Ein Denkmal für den Bürgerkönig Wilhelm II.«.

Das war im Februar 1990 und es ist nichts darüber bekannt, wer alles Mitglied war. Sinn und Zweck des Vereins war es, Geld zu sammeln, 1995 wurde er wieder aufgelöst. Daraufhin wurden die Vereins-Akten in das Staatsarchiv Ludwigsburg gebracht. Dort habe ich sie gesichtet und dabei herausgefunden, dass die Liste der Mitglieder zwölf Personen umfasste. Unter ihnen war zunächst ein Steuerberater, sowie der Tierarzt und Hundefreund Hugo Gehring, der bedauerlicherweise kurz nach der Vereinsgründung gestorben ist. Er war anfangs die treibende Kraft, doch die eigentliche Umsetzung des Projektes hat er leider nicht mehr erlebt. Mitglieder waren auch seine Ehefrau, sowie Lothar Ruoff vom Reisebüro Ruoff. Außerdem Hans-Frieder Willmann und seine Frau. Des Weiteren der Uhrmacher Kopp, Eberhardt Palmer, Bezirksbeiratsvorsitzender in Stuttgart-Ost von 1980 bis 1996, und Eugen B. Zeller, ein SPD-Stadtrat. Die zwei interessantesten Mitglieder sind für mich Dr. Rolf Thieringer, Erster Bürgermeister unter der Amtszeit von Manfred Rommel und Dr. Peter Linder von der »Schwäbischen Bank«, ehemaliger Großaktionär und Vorstandssprecher. Sie kann man auf jeden Fall als Bürger »von außen« bezeich-

nen. Bei der Vereinsgründung waren jedenfalls drei aktive Politiker und der Erste Bürgermeister dabei. Dagegen spricht natürlich nichts. Warum sollten sie auch nicht in einem Verein sein? Es macht jedoch keinen guten Eindruck, wenn das nicht öffentlich kommuniziert wird. Die Vereinsgründung war im Februar, und am 4. Oktober startete Hans-Frieder Willmann im »Wochenblatt« einen Spendenaufruf: »Spendet eine D-Mark!«. Er wies gleichzeitig darauf hin, dass ein Verein gegründet wurde und dass Personen, die mehr als 100 D-Mark spenden, die Möglichkeit haben, das von der Steuer abzusetzen. Daraufhin wartete man, bis dem Verein die Gemeinnützigkeit anerkannt wurde. Das war ebenfalls im Artikel vermerkt. In dem Aufruf stand geschrieben, dass es um 120.000 D-Mark, also die Kosten für das Denkmal, geht. In Philipp Maußhardts Artikel ist jedoch von einer Summe von über 250.000 D-Mark die Rede. Dass sie nicht vorher irgendwo erschienen ist, liegt daran, dass es zu der Zeit nicht wirklich jemanden interessiert hat. Im Artikel der Stuttgarter Zeitung steht ansonsten im Wesentlichen dasselbe wie im Wochenblatt.

Torben Giese:

Lassen Sie uns nochmals auf die Vereinsgründung zurückkommen, sie interessiert mich sehr. Ich glaube, dass es wichtig ist, zunächst festzuhalten, dass ihr auf keinen Fall etwas Negatives anhaftet. Wir stellen natürlich fest, dass der Verein aus heutiger Sicht eher als eine Art »Graswurzelbewegung« von Bürger*innen erscheint, die gegen die Stadt aufbegehrten und das Denkmal in irgendeiner Form gegen den politischen Willen durchsetzen wollten. Dass die Sache aber um einiges komplizierter ist, als es vielleicht heute scheint, ist nahe liegend. Der Verein wurde sogar im Rathaus gegründet, wenn ich es richtig gelesen habe.

Bertram Maurer:

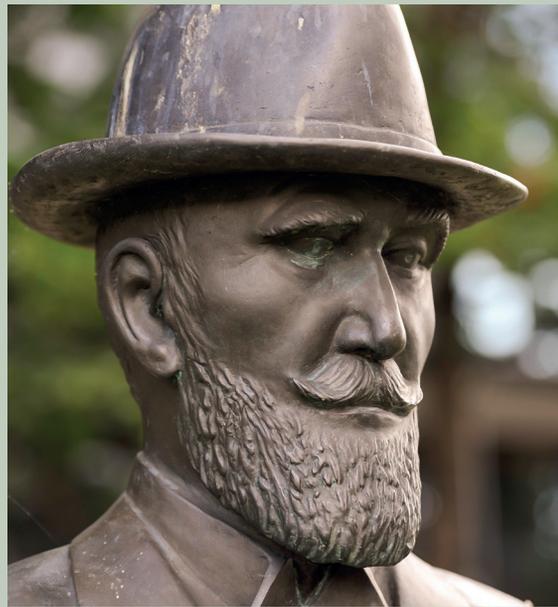
Genau, in Zimmer 401. Das ist ein kleiner Sitzungsraum, oben im vierten Stock des Rathauses. Dort finden heute Unterausschusssitzungen statt. Das war 1991 sicher ähnlich. Ich sehe da auch nicht irgendetwas Skandalöses, es ist vielmehr ein Beispiel für erfolgreichen Lobbyismus. Es war aber auch nicht so, dass das Rathaus von dieser Idee einstimmig begeistert war. Kurz bevor das Denkmal eingeweiht wurde, zitierte man Hans Frieder-Willmann sinngemäß: »Eigentlich haben wir

uns einen Platz mehr im Zentrum von Stuttgart vorgestellt. Wir hätten das Denkmal gerne an einen Ort gestellt, an dem mehr Leute vorbeikommen. Das ist gescheitert. Uns wurde von der Stadtverwaltung der Platz angeboten und wir haben zugesagt. Hätten wir das nicht gemacht, würden wir heute noch wegen des Standorts verhandeln.« Jetzt kann man natürlich spekulieren, wer verhindert hat, dass die Positionierung des Denkmals wirklich ein großer Auftritt wurde. Der erste, der einem einfällt, ist wahrscheinlich Manfred Rommel, da er bei solchen Geschichten eher zurückhaltend war. Aber das ist natürlich reine Spekulation. Hannelore Jouly hatte in ihrem Interview bereits gesagt: »Da hat jemand eine schützende Hand über den König gehalten«. Diese Hand hatte aber nur begrenzt Einfluss, alleine schon, weil der Verein und wahrscheinlich auch Karl, Herzog von Württemberg, sich die Einweihung des Denkmals sicher etwas pompöser vorgestellt haben.

»Durch die Recherche hat das Denkmal für mich tatsächlich eine andere Bedeutung bekommen. Zuvor habe ich es eher als Verlebung des Königs gesehen.

Bertram Maurer

Ich weiß leider nicht, warum man diesen Termin am 7. Mai 1991 gewählt hat. Ich habe keine Daten gefunden, die irgendeinen Zusammenhang oder eine Verbindung mit Wilhelm II. herstellen. Kurioserweise wurde am selben Tag auch der Heschl-Tunnel eingeweiht. An diesem Tag war der Oberbürgermeister natürlich sowieso da. Ursula Späth als »Tunnelpatin« und Frau Schöttler ebenfalls. Wie Hannelore Jouly erzählte, hat die damalige Kulturamtsleiterin, Dr. Dorit Sedelmeier, sie gebeten, die Einweihung des Denkmals zu übernehmen. Sedelmeier war außerdem darüber empört, dass sie von dem Denkmal nie zuvor gehört hatte. Sie bekam einfach nur mitgeteilt, dass es vor der damaligen Stadtbücherei aufgestellt werden soll, während die Kommission, die für »Kunst im städtischen Raum« zuständig war, überhaupt nicht involviert wurde.



Torben Giese:

Es ist sehr erstaunlich, dass wir über etwas, das gerade mal 30 Jahre her ist, so wenig wissen – und auch, dass die Zeitung heute und im vergangenen Jahr wesentlich ergiebiger über dieses Denkmal berichtet hat als damals. War das doch nicht so eine »große Nummer«, wie wir heute glauben? Sie haben ja gesagt, dass das Thema in der Presse nicht wirklich präsent war und es auch keine Belege über große Diskussionen darüber gibt.

»Es ist sehr erstaunlich, dass wir über etwas, das gerade mal 30 Jahre her ist, so wenig wissen – und auch, dass die Zeitung heute und im vergangenen Jahr wesentlich ergiebiger über dieses Denkmal berichtet hat als damals.«

Torben Giese

Bertram Maurer:

Ich habe damals alles auch nur am Rande mitgekriegt und es hat mich verwundert, dass es keine genaueren Informationen gab. Insgesamt gibt es über die ganze Geschichte nicht mehr als zehn Artikel, das Wochenblatt mit eingerechnet. Und das, obwohl dort regelmäßig zu Spenden aufgerufen wurde. Als Spendenkonto war übrigens nicht nur die Württembergische Bank, sondern auch die Landesgirokasse Stuttgart angegeben. Jetzt kann man natürlich spekulieren: Wo kommt das Geld her? In den Artikeln haben die Autoren offensichtlich nicht danach gefragt. Und da diese Abrechnungen nicht zu den Vereins-Akten gehören, kann man keine eindeutigen Aussagen darüber machen, wo das Geld wirklich hergekommen ist.

Torben Giese:

Es ist tatsächlich schwierig, das heute zu rekonstruieren. Die Akten sind noch nicht freigegeben, es ist nur ein Teil davon einzusehen. Wenn sich ein Historiker an die Arbeit machen wollte, kann er das möglicherweise erst in 30 bis 40 Jahren tun – zumal wir ja auch Persönlichkeitsrechte wahren müssen. In der Erinnerung von Dorit Sedelmeier, mit der wir auch gesprochen haben, kam damals

ein letzter großer Batzen von 50.000 D-Mark vom Herzog selbst. Das mag stimmen, muss aber auch nicht der Wahrheit entsprechen. Ich glaube aber, dass solche Fragen letztendlich gar nicht so wichtig sind. Man muss das Bild des Vereins oder des Denkmals, das von den Bürgern*innen erstritten und bezahlt wurde, ja auch nicht gänzlich in Frage stellen. Ich glaube nur, dass es ist nicht ganz so glänzend ist, wie man das vielleicht heute noch glaubt. Das trifft es vielleicht ganz gut.

Bertram Maurer:

Durch die Recherche hat das Denkmal für mich tatsächlich eine andere Bedeutung bekommen. Zuvor habe ich es eher als Verankerung des Königs gesehen. Durch die Recherche habe ich natürlich auch viel über Wilhelm II. selbst gelernt – insbesondere über seine tatsächlichen Leistungen und die Persönlichkeit, die er war. Ich kann voller Respekt sagen, dass das Denkmal schon sehr geschickt umgesetzt wurde. Warum sollte ich es jetzt also kritisieren? Das Denkmal enthält viele Aspekte von Wilhelm II. Ihm wird in Stuttgart tatsächlich sehr wenig Repräsentationsfläche geboten. Wobei ich vorhin festgestellt habe, dass das König-Wilhelm-Viadukt in Bad Cannstatt nach Wilhelm II. benannt wurde. Bislang bin ich davon ausgegangen, dass es sich um Wilhelm I. handelt.

Torben Giese:

Was mich an Ihrem Engagement sehr gefreut hat, ist in erster Linie gar nicht so sehr Ihre kritische Haltung – obwohl ich sie auch gut finde. Aber was ich ganz toll fand: Sie haben das Archiv aufgesucht und sind dort den Dingen auf den Grund gegangen. Sie hatten eine Frage und haben den Weg nach Ludwigsburg und in die Landesbibliothek auf sich genommen. Davor kann ich nur den Hut ziehen und ich finde Ihr ehrenamtliches Engagement ganz großartig. Ihre Arbeit hat dem Projekt sehr gut getan. Denken Sie, dass in den Archiven noch der eine oder andere Wissensbestand schlummert, den es für unsere Debatte zu heben gilt?

Bertram Maurer:

Es gibt noch einen Aspekt, der mich interessiert, dem ich aber bislang noch nicht nachgegangen bin: Ich habe mich auch mit der Geschichte der Dornhalde und dem ehemaligen Schießplatz dort befasst. Wilhelm II. war

als König außerhalb der Kriegszeiten ja Oberbefehlshaber der württembergischen Armee. Bei meinen Recherchen habe ich festgestellt, dass die Akten über das württembergische Militär mehrere Kilometer lang sind. Daher habe ich nicht genau darauf geachtet, wo Wilhelm II. darin vorkommt. Das Einzige, das mir aufgefallen ist: Wenn eine Schießplatz-Ordnung neu veröffentlicht wurde, geschah dies immer in Zusammenarbeit mit Preußen. Aus den Akten geht zudem hervor, dass Württemberg auch intensiv eigene Akzente gesetzt hat. Es sind dort nämlich die Würdigungen und Beschlüsse des Königs vermerkt. Herauszufinden, inwieweit König Wilhelm II. überhaupt auftritt, ist aber mit einem enormen Rechercheaufwand verbunden, denn in der Regel ist die oberste Instanz, die in den Akten auftaucht, der Kriegsminister.

Durch die Recherche habe ich natürlich auch viel über Wilhelm II. selbst gelernt – insbesondere über seine tatsächlichen Leistungen und die Persönlichkeit, die er war. Ich kann voller Respekt sagen, dass das Denkmal schon sehr geschickt umgesetzt wurde.

Bertram Maurer

Ansonsten wüsste ich nicht, in welcher Richtung noch etwas zu finden wäre. Andererseits gibt es ja sehr viele Geschichten und Legenden über ihn, und es wäre sicherlich interessant, entsprechende Quellen zu recherchieren, um dann die Legenden von den wahren Begebenheiten zu unterscheiden. Aber auch das wäre mit einem sehr hohen Aufwand verbunden. Ich bin bei meinen Recherchen zum Beispiel zufällig auf eine Beschwerde aus dem Rheinland gestoßen, in der sich dort ansässige Sozialdemokraten darüber beschwert haben, dass die Württemberger mit ihrem König Kaffee trinken. Das bedeutet schon einmal, dass die Offenheit und Bürgerlichkeit, die man ihm nachsagt, nicht nur eine Legende ist.

Torben Giese:

Wobei man hier natürlich sagen muss, dass die Rheinländer ihre Könige nie leiden konnten. Sie hatten zu dieser Zeit auch keinen König mehr – außer den Preußischen, den sie über-

haupt nicht ausstehen konnten. Ich will nochmals betonen: Ich glaube schon, dass die Geschichten über die Bürgernähe des Königs stimmen, aber dass man sie von anderer Seite relativieren muss. Sein Gegenpart Kaiser Wilhelm II. hat in Wiesbaden auch Bonbons verteilt und gilt als »der Bürgernahe«. Er ist jeden Morgen in der Stadt ausgeritten und hat dann bei den Jungen gehalten. Da gibt es auch Bilder, auf denen er jemanden tätschelt, bevor er etwas verteilt. Ich glaube, dass wir unserem eigenen Herrscherbild ein bisschen auf dem Leim gehen, nach dem Könige beispielsweise Menschen sind, die nicht mit Bürgerlichen reden. Wir kennen heutzutage ja keine Könige persönlich. Aber das ist natürlich trotzdem eine interessante Recherche. Ich glaube schon, dass viele Geschichten wahr sind und dass Wilhelm II. ein netter, offener und sympathischer Mann war. Lassen Sie uns zum Ende kommen. Wir haben ja bereits ein bisschen über Ihre Recherche Freude und Ihre Aktivitäten gesprochen. Aber jetzt zu etwas ganz anderem: Sie haben schon ein neues Thema, eine neue Spur und einen neuen Auftrag.

Ich glaube, dass wir unserem eigenen Herrscherbild ein bisschen auf dem Leim gehen, nach dem Könige beispielsweise Menschen sind, die nicht mit Bürgerlichen reden. Wir kennen heutzutage ja keine Könige persönlich. Aber das ist natürlich trotzdem eine interessante Recherche.

Torben Giese

Bertram Maurer:

Das ist eigentlich eine sehr alte Geschichte. Meine Mutter hat mich schon vor über 20 Jahren animiert, den Briefwechsel von Rudolf Mehmke zu bearbeiten und herauszugeben. Sie hat eine ganze Masse von Briefen zusammengesammelt. Rudolf Mehmke war ein Stuttgarter Mathematiker, genauer gesagt ein angewandter Mathematiker, der um die Jahrhundertwende international bekannt wurde. Er hat in Degerloch 1906 ein Haus gebaut. Auf dieser Abbildung sieht man die Familie kurz nachdem sie das Haus bezogen hat. Links ist Mehmkes Ehefrau Luise, dann der Sohn Rudolf Ludwig, die Tochter Lisi, und daneben er selbst.

Seine Tochter Lisi wurde 1940 in Grafeneck ermordet. Letztes Jahr wurde vor dem Haus in der Löwenstraße ein Stolperstein verlegt. Bei der Gelegenheit komme ich nochmals auf Wilhelm II. zu sprechen, denn in der Parallelstraße, der damaligen, nach Wilhelm II. benannten Wilhelmstraße, haben Verwandte gewohnt. Die Straße ist aber 1938 in Felix-Dahn-Straße umbenannt worden. Ich weiß nicht, ob aus Verwechslungsgründen, denn es wurden ja viele Straßen umbenannt. Aber 1938 ging es vielleicht auch darum, für Felix Dahn eine passende Straße zu finden.

Torben Giese:

Die Nationalsozialisten konnten mit allen Königen nicht sonderlich viel anfangen und mit dem liberalen Wilhelm II. wahrscheinlich schon gar nicht.

Bertram Maurer:

Im Zusammenhang mit dieser Stolperstein-Verlegung wurde über den Stuttgarter Rotary Club einiges bekannt. Der Sohn von Rudolf Mehmke war Mitgründer, und im dortigen Archiv bin ich auf eine Verwandte gestoßen, die in der Schweiz lebt. Mit ihr habe ich Kontakt aufgenommen und sie hatte tausende weitere Dokumente, allein 800 wissenschaftliche Briefe, wobei Mehmke seine Briefe immer in Kurzschrift verfasst hat. Daran arbeite ich aktuell.

Torben Giese:

Ich glaube, für unsere Zuhörer sollte man das übersetzen: Kurzschrift kann eigentlich kein Mensch normal lesen. Das hat etwas von Hieroglyphen entziffern. Der Vergleich ist nicht an Haaren herbeigezogen, oder?

Bertram Maurer:

Es gibt Menschen, die es können, aber das sind sehr wenige. Ich habe selbst versucht, es zu lernen – mit mittelmäßigem Erfolg. Es ist schon sehr schwierig.

Torben Giese:

Wenn Sie die Briefe irgendwann editiert haben und Ihr Buch veröffentlichen, dann feiern wir das doch im StadtPalais! Ich glaube, das haben Sie mehrfach verdient. Und falls Sie zwischen- durch noch Zeit hätten: Ich glaube, dass sich eine Recherche zum Thema Militär und Wilhelm II. auf jeden Fall lohnt. Was ich ganz

interessant fände und was bereits der Historiker Paul Sauer sehr gut erklärt hat: König Wilhelm II. hielt sich ja beim Regieren ziemlich zurück, aber ein einziges Mal hat er seine Kommandogewalt genutzt, und zwar bei der sogenannten »Bebenhäuser Konvention«. Das ist ein auf ein bis zwei Jahre befristeter Offiziers-Austausch zwischen der preußischen und der württembergischen Armee. Wilhelm II. besprach das vollkommen bilateral mit seinem Vetter Wilhelm II. von Preußen, also dem Kaiser. Die beiden unterschrieben die Konvention einfach und der Aufruhr war riesig. Wenn Sie also irgendwann einmal keine Lust mehr auf Mehmke haben, wäre das vielleicht ein Thema, das sich lohnen – und gleichzeitig auch uns viele Fragen beantworten würde. Beispielsweise, wie eigentlich diese »Bebenhäuser Konvention« einzuordnen ist und warum Wilhelm II. genau dabei wirklich einmal König war und seine Macht ausgeübt hat. Aber das nur am Rande. Jetzt sind wir schon in den wirklichen Feinheiten der Geschichte.

**Ich glaube schon,
dass viele Geschichten wahr sind
und dass Wilhelm II. ein netter,
offener und sympathischer Mann war.«**

Torben Giese

Herr Maurer, vielen Dank für dieses Interview. Vielen Dank für die Rechercharbeit. Ohne Sie hätten wir nicht so einfach herausgefunden, wer diesen Verein für das Denkmal gegründet hat, zu welchem Zeitpunkt der Verein entstanden ist, und dass er im Rathaus aus der Taufe gehoben wurde. Auch, dass das Presse-Echo gar nicht so riesig war, wie wir das heute erwarten würden.

Aber die Suche lohnt sich natürlich trotzdem. Wir suchen weiter – und vielleicht läuft Ihnen auch noch das ein oder andere über den Weg. All das können wir uns dann ab dem 2. Oktober 2021 in der großen Ausstellung zu König Wilhelm II. von Württemberg gemeinsam anschauen. Vielen Dank, viel Glück bei allem und viel Spaß beim Kurzschrift entziffern!

Bertram Maurer:

Vielen Dank!

Digitaler Workshop

»Wo steht die Erinnerung an König Wilhelm II. von Württemberg heute?«

Präsentation der Ergebnisse

Digitale Diskussion der Ergebnisse des Workshops »Wo steht die Erinnerung an König Wilhelm II. von Württemberg heute?« am 19.5.2021 mit Dr. Torben Giese und Dr. Edith Neumann, vom StadtPalais – Museum für

Stuttgart. Ebenfalls geladen waren Nadine Seidu, Kulturwissenschaftlerin aus Stuttgart sowie Prof. Dr. Reinhold Weber, stellvertretender Direktor der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg.



Aufzeichnung des Gesprächs vom 19.5.2021. Link: <https://youtu.be/MFMpeWtz8tI>

Torben Giese:

Guten Abend wünsche ich. Schön, dass Sie bei unserer Vorstellung der Workshopergebnisse zur Debatte rund um das Denkmal an Wilhelm II. am StadtPalais teilnehmen. Wir diskutieren nun schon seit Anfang des Jahres. Und wir diskutieren bereits seit letztem Jahr darüber, wo Wilhelm II. denn nun stehen sollte, wo die richtige Position für ihn ist – tatsächlich am StadtPalais oder irgendwo im Stadtraum. Auslöser der ganzen Diskussion waren wir selbst. Denn nach der Wiedereröffnung des StadtPalais haben wir für uns entschieden, dass Wilhelm II. nicht mehr vor dem StadtPalais stehen sollte, sondern hinter dem Haus im Garten. Daraufhin entstand eine Debatte, die wir jetzt gemeinsam miteinander führen. Dazu gesellt sich ein Diskurs über Erinnerung, über Erinnerungskultur in Stuttgart und natürlich auch ein Diskurs über Wilhelm II. Als großes Highlight wird es dieses Jahr eine Ausstellung geben, die am 2. Oktober eröffnet und von meiner Kollegin Frau Dr. Edith Neumann kuratiert wird. Bis dahin werden wir uns ganz viel mit den Themen Erinnerungskultur, Wilhelm II. und dem Königreich Württemberg auseinandersetzen, und uns ihnen von der theoretischen, aber von der inhaltlichen Seite nähern. Wir haben vor rund eineinhalb Monaten, im März, mit gesellschaftlichen Akteuren über das Thema Erinnerung und über folgende Fragen diskutiert: »Was soll Erinnerung sein? Was ist bei der Erinnerungskultur heute eigentlich entscheidend? Wer sollte entscheiden, welches Denkmal wie lange wo stehen darf?«. All diese Fragen wurden in einen digitalen Workshop gegossen. Es ist eine Google Forms-Umfrage,

die auch weiterhin offen ist, und die Sie auch über diesen Abend hinaus benutzen können. Wir haben viele Meinungen, die Sie geäußert haben, in diese Google Forms-Umfrage einfließen lassen – sie ist sozusagen gewachsen, hat sich verändert, und spiegelt die Diskussion der letzten eineinhalb Monate wider. Vorstellen möchte ich die Ergebnisse der Umfrage nicht alleine, sondern ich habe mir Kolleginnen und Kollegen eingeladen, die Spezialisten zum Thema Erinnerungskultur und zu Wilhelm II. sind. Und Sie bekommen natürlich auch die Möglichkeit, mitzudiskutieren. Schauen Sie auf Youtube und Facebook vorbei und schreiben Sie uns gerne über die Kommentarfunktion. Sehen Sie es mir nach, dass ich vielleicht nicht alle Fragen aufnehmen kann, sollten es zu viele werden. Aber ich werde mein Bestes geben. Nun begrüßen wir unsere Runde heute Abend. Schön, dass Sie dabei sind. Ich fange mit Frau Dr. Edith Neumann an, meine stellvertretende Direktorin im StadtPalais – Museum für Stuttgart und auch die Kuratorin der großen Wilhelm II.-Ausstellung, zu der wir heute natürlich nichts verraten. Als weitere Dame der Runde begrüße ich die Kulturwissenschaftlerin Nadine Seidu, die ab dem 1. Juni dieses Jahres die Koordinierungsstelle »Erinnerungskultur« im Kulturstadamt antritt. Sie wird diese ganzen Diskurse, die wir angestoßen haben, beruflich betreuen. Ein weiterer Gast ist Reinhold Weber, Stellvertretender Direktor der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, der sich schon von Amts wegen viel mit Erinnerungskultur auseinandersetzt, Erinnerungs-

arbeit leistet und den Blick sozusagen vielleicht von ganz Württemberg auf unsere Stuttgarter Königs-Problematik lenken kann. Schön, dass Sie heute Abend da sind. Vielleicht steigen wir direkt mit der ersten Frage ein, die Sie alle im digitalen Workshop beantwortet haben: »Wann und warum ist es

Dr. Torben Giese



sie unserer Gesellschaft noch dienen und ob sie uns als Werkzeug dienen, uns als Gesellschaft in die Richtung weiterzuentwickeln, die wir gehen möchten. Wenn diese Frage mit »Nein« beantwortet wird, ist es aus meiner Sicht legitim, ein Denkmal zumindest neu zu kontextualisieren oder sogar auch abzureißen.

Nadine Seidu



Dr. Edith Neumann



Prof. Dr. Reinhold Weber

legitim, ein Denkmal abzureißen, es zu verändern oder es neu zu positionieren?» Frau Seidu, Sie sind die erste, an die ich diese Frage richte. Sie waren auch bei der letzten Diskussion dabei.

Nadine Seidu:

Das ist natürlich keine leichte Entscheidung, was wir ja auch jetzt merken. Es gibt eine Menge Redebedarf, unterschiedliche Perspektiven und auch Emotionen. Das alles gilt es miteinzubeziehen, die Überprüfung von reinen Fakten bringt uns nicht weiter. Wir müssen auch unsere Emotionen und Gedanken zusammenführen. Aus meiner Sicht muss man sich gerade bei Denkmälern und bei Themen der Erinnerungskultur regelmäßig fragen, ob

Torben Giese:

Vielen, vielen Dank. Herr Weber, gleich können Sie lesen, welche Antworten wir online dazu haben. Die Optionen waren:

1. Es ist nur in den seltensten Fällen legitim, ein Denkmal abzureißen, es zu verändern oder neu zu positionieren.
2. Eigentlich nur, wenn es moralisch untragbar ist.
3. Denkmäler sollten grundsätzlich als temporäre Installation begriffen werden.
4. Ein Denkmal muss immer aus seiner Entstehungszeit heraus verstanden werden und ist deswegen zu bewahren.

Was glauben Sie, haben die meisten Menschen geantwortet?

Reinhold Weber:

Ich würde vermuten, dass die Mehrheit der Menschen, die sich beteiligt haben, gesagt haben, dass Denkmäler bewahrt, aber eben gegebenenfalls entsprechend kontextualisiert werden sollten, wenn sich etwas verändert hat. Die Forschung zu einer bestimmten Person oder zu einem Sachverhalt kann sich ja auch verändern. Ich vermute, dass die Tendenz zu einem sehr, sehr vorsichtigen Umgang mit der Veränderung von Denkmälern geht.

Torben Giese:

Ja, wir haben tatsächlich eine Mehrheit mit 37,2 %, die sagt, dass es nur in den seltensten Fällen legitim ist, ein Denkmal abzureißen, es zu verändern oder neu zu positionieren. Eigentlich nur, wenn es moralisch untragbar ist. 24,4 % sagen das Gegenteil, nämlich dass Denkmäler grundsätzlich als temporäre Installation begriffen werden sollten, die immer wieder neu aufgestellt, positioniert oder verändert werden dürfen. Dann haben wir 12,8 %, die sagen, dass Denkmäler so lange unverändert im öffentlichen Raum stehen bleiben sollten, bis sie ihren gesellschaftlichen Zweck erfüllt haben. Und wir haben rund 19,2 %, die sagen: Ein Denkmal muss immer aus seiner Entstehungszeit heraus verstanden werden und ist als ein zeitgeschichtliches Relikt derselben zu bewahren. Dementsprechend darf es nicht abgerissen, verändert oder neu verortet werden. Wenn überhaupt, können Anforderungen der Stadtplanung eine Veränderung legitimieren. Frau Dr. Neumann, wie ordnen Sie diese interessanten 24,4 % ein, die sagen, dass Denkmäler temporär sein sollten? Sollten sie das wirklich? Oder gibt es eigentlich auch Dinge, die für immer stehen sollten, und zwar unabhängig von unserer Figurengruppe mit dem König?

Edith Neumann:

Also ich glaube, dass der Begriff Denkmal vom Denkmalschutz de facto sogar definiert ist. Daher ist eine Diskussion durchaus sinnvoll. Wenn sich aber gesellschaftliche Dinge rapide geändert haben, kam es oft anders. Es ist ja beispielsweise auch kein Hitler-Denkmal stehen geblieben, weil man in der Gesellschaft einfach keine Diktatoren mehr haben wollte. Und beim Thema Kolonialismus sieht man ebenfalls, dass so ein in Stein gemeißeltes Denkmal nicht unbedingt an seinem Platz bleiben muss.

Das geschah alles sicherlich aus den richtigen Gründen, aber ich denke, dass man es nicht von jetzt auf gleich tun sollte. Wenn man die Denkmal-Definition ernst nimmt und sagt, dass man ein Denkmal zu einer wichtigen Person oder zu einem wichtigen historischen Ereignis aufstellen möchte, dann sollte man sich bei der Entstehung auch die Zeit nehmen, zu diskutieren, den Diskurs zuzulassen. So wird man am ehesten zu einer Begründung kommen, die auch erst mal bestehen kann. Wenn ein Denkmal nur temporär ist, ist es meiner Meinung nach kein Denkmal, dann ist es eine Skulptur, eine Anekdote. Allerdings ist es natürlich auch so, dass sich unsere Gesellschaft immer wieder verändert. Und ich denke schon, dass man den Begriff dahingehend auch korrigieren darf.

Torben Giese:

Frau Seidu, jetzt hat ja immerhin auch ein gewisser Prozentsatz der Menschen gesagt, dass ein Denkmal vor allem einen gesellschaftlichen Zweck erfüllen muss. Wie könnte denn so ein Zweck aussehen? Um was für Dinge könnte es da gehen? Gibt es auch Beispiele, bei denen ein Denkmal solch einen Zweck verliert?

Nadine Seidu:

Wenn wir uns vor Augen führen, wie sich Denkmäler verändert haben, also welche man eher vor Kurzem oder in den letzten Jahrzehnten gesetzt hat, dann geht der Trend eher dahin, wertbasierte Denkmäler zu errichten. Oder im Falle des Holocausts zu sagen: Das darf nicht vergessen werden, das muss in unserem Kanon auch irgendwie so verankert sein. Und da würde ich jetzt die Brücke zu Frau Neumann schlagen. Wenn wir uns heutzutage die Frage stellen, was ein Denkmal ist, das bleibt, wird es in den seltensten Fällen eine Person sein. Denn man weiß nicht, ob sie in 200 Jahren immer noch genauso relevant ist. Ich würde sagen, tendenziell geht es dahin, dass wir Botschaften senden wollen. Toleranz, Akzeptanz, der Kampf gegen Antisemitismus oder Rassismus sind beispielsweise Werte, mit denen wir uns auch in 200 Jahren noch befassen. Und das wäre schon eine Umdeutung zu Denkmälern, die vor 100 oder 150 Jahren aufgestellt worden sind. Aber das wäre ja auch schon ein Schritt dahin, zu sagen, dass die gesellschaftliche Funktion transportiert werden muss.

Torben Giese:

Herr Weber, die letzte Frage aus dem Fragenpaket an Sie: Laut Frau Seidu geht es auch um einen moralischen Kanon und nun Wertekanon, aufgrund dessen man bestimmte Denkmäler als Erinnerungskörper aufstellt. Jetzt ist es schon schwer, darüber zu debattieren, was moralisch tragbar ist. Aber was moralisch untragbar ist, ist noch viel schwieriger zu umreißen. Stecken wir vielleicht genau in diesem Problem fest? Wann ist denn etwas moralisch untragbar?

Reinhold Weber:

Ja, das ist natürlich ein schwieriges Feld, aber vielleicht sind bestimmte Dinge moralisch auch zu stark aufgeladen. Ich würde gerne dafür plädieren, dass wir uns hüten sollten, unsere heutigen Vorstellungen von Demokratie, von Gerechtigkeit, von Frieden, von Gleichberechtigung und so weiter auf zurückliegende Epochen, auf historische Epochen zu übertragen. Denn wir überfordern sie damit. Wir sollten uns aber auch davor hüten, zu sagen, dass ein Denkmal, das vor hundert Jahren aufgestellt wurde, seine gesellschaftliche Funktion erfüllt hat, dass es seine gesellschaftliche Funktion nicht mehr gibt. Ich glaube, damit überfordern wir die Denkmale. Denn diese Denkmale oder Denkmäler sind ja auch Teil unserer Geschichte. Das bezieht sich ein Stückweit auch auf Wilhelm II. Natürlich war der König kein Demokrat, aber er war eben auch kein Verbrecher an der Menschheit, und er spielt in unserer Geschichte eine wichtige Rolle. Anhand eines solchen Denkmals kann ich Geschichte thematisieren.

Als politischer Bildner ist für uns das Thema Demokratie natürlich relevant. Und genau durch solche Dinge kann ich vermitteln: Demokratie ist nichts, was verordnet wird, was durch die Verfassung gegeben wird, sondern Demokratie ist das, was gelebt wird und was sich entwickelt. Unsere heutigen Moralvorstellungen sind ganz andere als noch in den 1950er Jahren. Vielleicht müssten wir daher auch anfangen, Denkmäler und auch Straßenbezeichnungen aus den 1950er oder 1960er Jahren umzubenennen. Es ist wirklich eine schwierige Gratwanderung. Auf der anderen Seite sehe ich natürlich ganz deutlich, dass ein großer Teil unserer öffentlichen Erinnerungskultur bestimmten aktuellen Anforderungen

nicht mehr entspricht. Zum Beispiel die Unterrepräsentanz von Frauen. Wir haben fast nur Denkmäler von männlichen Figuren, und heute haben wir ganz andere Ansprüche daran. Das ist ein historisch gewachsenes Problem. Ich finde, wir sollten sehr vorsichtig damit umgehen, eine Denkmalskultur rückwärtsgewandt nach unseren modernen Ansprüchen verändern zu wollen. Wir sollten vielmehr versuchen, die öffentliche Erinnerungskultur aus der heutigen Perspektive heraus zu verändern und sie entsprechend vielfältiger gestalten. Wir haben heute ja auch Möglichkeiten, öffentliche Erinnerungspunkte zu setzen, in welcher Form auch immer. In Stuttgart gäbe es diesbezüglich einiges zu tun, aber das kann man vielleicht auch später noch diskutieren.

Torben Giese:

Dazu werden wir auf jeden Fall noch kommen. Auch weil das Thema unseren Nutzern wichtig war. Wir haben in unserer Umfrage viele Kommentare, die darauf hinweisen. Es ist völlig richtig, dass man ein Denkmal immer aus seiner Zeit heraus verstehen muss, dass man nicht die Maßstäbe von heute ansetzen kann und es als zeithistorisches Dokument sehen muss. Da sind wir uns alle einig. Nur würde man dann ja niemals etwas wegräumen dürfen, da diese Tatsache für jedes Stück Erinnerung gilt – egal, wie schrecklich sie ist. Selbst eine Adolf Hitler-Büste erfüllt all diese Anforderungen und ist ein zeithistorisches Relikt, das aus seiner Zeit heraus verstanden werden kann. Ich will nicht missverstanden werden, aber das gilt für jedes Denkmal.

Reinhold Weber:

Ich finde schon, dass es da eine Grenze gibt. Frau Neumann hat es ja auch angesprochen. Dass die Hitler-Darstellungen im öffentlichen Raum nach 1945 rasch verschwunden sind, hatte eine ganz bestimmte Aufgabe und es machte auch Sinn. Auch, weil sie schon immer ein falsches Publikum angezogen haben.

Torben Giese:

Ja, auf jeden Fall. Nicht, dass ich missverstanden werde: Ich will diese Büsten auf keinen Fall zurückhaben.

Reinhold Weber:

Ganz klar. Ich meine damit: Es gibt natürlich eine moralische Grenze, Verbrechen an der

Menschheit gehören dazu. Aber jenseits dieser Grenze sollten wir behutsam mit dieser rückwirkenden Geschichtsveränderung umgehen. Es gibt ja die schönen Historiker-Witze. Einer besagt, Historiker*innen seien viel mächtiger als Gott, denn sie könnten im Nachhinein die Vergangenheit ändern. Und mit dieser Macht sollten wir vorsichtig umgehen.

Nadine Seidu:

Vielleicht kann ich eine Gegenmeinung anbringen. Ich bin natürlich auch dafür, dass man sehr vorsichtig ist, aber ich bin nicht der Meinung, dass man Geschichte verändern kann. Die Geschichte um die Person, um die es geht, hat immer einen so großen Stellenwert, dass sie unauslöschlich ist. Die Frage ist vielmehr: Wem geben wir den Raum, den wir haben? Und welche Botschaft wollen wir unserer Gesellschaft zeigen? Ein Weg für mich wäre es, einen Zwischenschritt zu gehen. Die gesellschaftliche Relevanz verändert die Dinge nicht, für mich stellt sich vielmehr die Frage, ob diese Relevanz noch erfasst werden kann. Und ab wann beginnt in einer Stadtgesellschaft der Moment, in dem eine Botschaft nicht mehr erfasst werden kann? Wie können wir es schaffen, die Dinge so zu transportieren und zu kontextualisieren, dass das bleibt, was gesagt werden soll? Was mir auch noch wichtig ist: Eine Denkmal- oder Bildsprache – egal, in welcher Kultur – ist nie universell, auch nicht für die nächsten Generationen. Das heißt, diese Übersetzungsleistung ist dann vielleicht das, worauf wir uns konzentrieren sollten.

Reinhold Weber:

Ich bin Ihrer Meinung, Frau Seidu, solange das nicht »bilderstürmerisch« wird. Denn dann bekommen wir wirklich ein Problem: Was räumen wir ab? Was räumen wir um? Wer bestimmt worüber? Was sind unsere Kategorien? Ich sehe eine Dynamik darin. Und zwar darin, dass wir mit aktuellen Bezügen große Defizite in der Erinnerungskultur haben, die wir zukünftig aber auch gestalten können. Dabei geht es dann um Diversität in der Gesellschaft, um Gleichstellung der Geschlechter. Bei all diesen Fragen haben wir ganz viel aufzuholen. Mit dem rückwirkenden Kodifizieren tue ich mich als Historiker irgendwie schwer. Kommentieren und Einordnen ist etwas anderes.

Edith Neumann:

Ich würde auch sagen, dass dieses Rückwärts-korrigieren in einem bestimmten Rahmen sicherlich sinnvoll ist. Aber es ist auch so, dass ich das Gefühl habe, es müssten neue Denkmäler entstehen, die unsere Gesellschaft in der jüngsten Zeit abbilden. Das tut ja inzwischen kein Denkmal mehr. Es fehlen die Frauen, es fehlen Menschen, Migrationsgeschichte. Wir haben ein einziges Denkmal für einen Ausländer: Am Obertürkheimer Bahnhof steht die Bronzeskulptur von Guido Messer. Wir haben aber etwa kein Clara Zetkin-Denkmal, es gibt also auch Denkmal-Defizite. Bevor man die alten abräumt, kann man sich ja auch überlegen, ob man nicht ein paar Neue bräuchte.

Torben Giese:

Gehen wir mal zu Frage zwei, die geht nämlich auch in die Richtung. Die Frage, die Frau Seidu aufgeworfen hat, ist: Stehen die alten Denkmäler vielleicht auch manchmal im Weg? Ich glaube, ein Denkmal lebt natürlich auch von seinem Ort. Und was, wenn alle wichtigen Orte in der Stadt besetzt sind? Das sollten wir auch mit in die Perspektive nehmen. Und die zweite Frage ist: Darf ein von Bürger*innen gestiftetes Denkmal grundsätzlich verändert werden? Da geht es auch um die Legitimität. In unserer ersten Diskussion mit den gesellschaftlichen Akteuren gab es die Meinung, dass Denkmäler, die von Bürgern erstritten worden sind, also auch ein solches wie Wilhelm II., eine besondere Legitimität für sich beanspruchen können. Es gab aber auch die gegenteilige Meinung: Ein Denkmal ist ein Denkmal. Ob es jetzt von Bürgern gestiftet und gefordert wurde oder nicht – es hat genauso viel Legitimität wie jedes andere Denkmal auch. Und die dritte Meinung, die sehr stark war, besagte, dass Bürger*innen grundsätzlich nicht über die Aufstellung von Denkmälern im öffentlichen Raum entscheiden sollten, da deren Bewertungskriterien fragwürdig sind. Frau Neumann, was glauben Sie? Wo ist die Mehrheit?

Edith Neumann:

Also ich denke in erster Linie auch, dass ein von Bürgern gestiftetes Denkmal sehr wohl mit jedem anderen Denkmal gleichzusetzen ist. Eines der besten Beispiele haben wir in Stuttgart selbst: Auf dem Schillerplatz steht eine Figur des Dichters Friedrich Schiller von Bertel Thorvaldsen. Das Denkmal aus dem

Jahr 1836 ist das erste, das für einen bürgerlichen Menschen aufgestellt wurde. Eine Bürgerinitiative hat sich damals um das Geld gekümmert und hat es auch erstritten. Der Platz wurde gemeinschaftlich ausgesucht. König Wilhelm I. war es übrigens, der den damals europaweit berühmten Bildhauer vorgeschlagen hat. Eine größere Ehre konnte ein Bürger gar nicht bekommen. Und der Platz wurde keineswegs willkürlich ausgesucht. Aufstellungsorte muss man meiner Meinung nach schon gut bedenken, weil sie viel zum Stadtbild beitragen, unabhängig von der bürgerlichen Stiftung, die natürlich wunderbar ist.

Torben Giese:

Vielen Dank! Schauen wir uns doch mal die Ergebnisse an, wie die Workshop-Teilnehmer*innen diese Frage eingeschätzt haben. Rund 61 % sind der Meinung, dass von Bürger*innen gestiftete Denkmäler genauso zu behandeln sind wie andere Denkmäler auch. Mit 22,1 % finden überraschend viele Bürger*innen, dass diese grundsätzlich nicht über die Aufstellung von Denkmälern im öffentlichen Raum entscheiden sollen. 13 % haben gesagt, dass Denkmäler eine besondere Legitimität besitzen, wenn sie von Bürger*innen kommen. Frau Seidu, schon überraschend, oder?

Nadine Seidu:

Ja, ich hätte damit gerechnet, dass der Stimme des Bürgers ein größeres Gewicht zugesprochen wird. Ich kann aber auch gut verstehen, dass man sagt, man muss die Hintergründe oder die Argumentation einfach analysieren. Das würde ich persönlich auch so sehen. Natürlich gab es Bürgerbewegungen oder Menschen, die sich zusammengeschlossen haben, um eine Botschaft zu verbreiten. Die Botschaft sollte aber immer wieder auf ihre Aktualität diskutiert werden dürfen. Und man könnte sich gleichzeitig fragen: Wie kann man das in einem Ensemble oder an einem Ort unterstreichen? Oder wie kann man die Botschaft noch senden, wenn das Denkmal nicht mehr da steht, zum Beispiel durch eine Ausstellung oder Publikationen? Es wird auch gerne diese Vielschichtigkeit der Erinnerungskultur beschworen – das Denkmal ist nicht das einzige, es kann immer ergänzt werden. Wenn man sich die Botschaft anschaut, stellt sich die Frage: Wie kann man ihr auf eine besondere Weise gerecht werden?

Torben Giese:

Herr Weber, die Frage im Hinblick auf unsere Ergebnisse vielleicht auch an Sie nochmal: Nun kann man ja auch sagen, dass die Denkmal- und Erinnerungskultur der vergangenen 30 Jahre besonders stark von den Bürgern geprägt wurde. Das Museum Hotel Silber ist ja im Prinzip auch eine solche Erinnerungskultur, die von Bürgern erstritten worden ist. Jetzt stellt sich die Frage: Sind diese Dinge besonders zu schützen oder nicht? Natürlich ist unser Workshop auf keinen Fall repräsentativ, sondern es geht darum, Fragen aufzuwerfen und Diskurse zu führen. Nur, dass wir da nicht missverstanden werden. Aber wie geht man mit diesem öffentlichen Raum um? Der zwar uns allen gehört, den aber manche für sich beanspruchen wollen – für die Dinge, die ihnen wichtig sind? Wie kommt man zu dem Ergebnis, dass man etwas tatsächlich aufstellen sollte?

»Ich finde, wir sollten sehr vorsichtig damit umgehen, eine Denkmalskultur rückwärtsgewandt nach unseren modernen Ansprüchen verändern zu wollen. Wir sollten vielmehr versuchen, die öffentliche Erinnerungskultur aus der heutigen Perspektive heraus zu verändern und sie entsprechend vielfältiger gestalten.«

Reinhold Weber

Reinhold Weber:

Das ist keine einfache Frage. Grundsätzlich denke ich eigentlich schon, dass Denkmale, die von Bürgerinnen und Bürgern gestiftet werden, im Vergleich zu öffentlichen Denkmälern, die zum Beispiel von öffentlicher Hand aufgestellt werden, keine vorrangige Behandlung erfahren sollten. Warum auch? Auf der anderen Seite ist es natürlich so: Wir haben als Landeszentrale sehr viel Erfahrung im Bereich der Gedenkstättenlandschaft in Baden-Württemberg und wissen, dass die beste Erinnerungskultur diejenige ist, die von unten wächst. Es ist das Graswurzelpinzip des bürgerschaftlichen Engagements. Wir sehen das bei den Gedenkstätten, die überwiegend etwa Mitte

der Achtziger in einer ganz bestimmten historischen Situation entstanden sind und die eben nicht von staatlicher Seite gegründet, also von oben herab verordnet wurden. Es war das bürgerschaftliche Engagement, aus dem heraus beschlossen wurde, dass man etwas erarbeiten möchte. Gemeinsam aufarbeiten. Daran erinnern. Für die Zukunft an diesem Thema weiterarbeiten. Und das ist natürlich die allerbeste Motivation.

Jetzt kommt aber noch der dritte Punkt. Auf der anderen Seite sollten wir in einer gesellschaftlichen Situation, wie wir sie jetzt gerade haben, vorsichtig sein. Ich sehe darin immer wieder auch die Gefahr einer drohenden Polarisierung, und wir sollten auch vorsichtig damit umgehen, bestimmte Dinge moralisch zu sehr aufzuladen. Gleichzeitig sollten wir Toleranz und Kontroverse zulassen. Soll heißen: Wenn im öffentlichen Raum ein Denkmal steht, das umstritten ist, würde ich dafür plädieren, es zu kontextualisieren. Und zwar mit Pro- und Contra-Argumenten, warum die eine Gruppe das Denkmal so positiv sieht, die andere es aber negativ bewertet und die dritte Gruppe vielleicht noch einen ganz anderen Blick darauf hat. Dann gibt es vielleicht sogar bei Passanten einen Lerneffekt, und die Möglichkeit, sich damit auseinanderzusetzen, sich selbst eine Meinung zu bilden, immer mit einer gewissen Toleranz im Rahmen des Akzeptablen. Was natürlich nicht sein kann, ist, dass irgendwelche extremen Gruppen kommen und im öffentlichen Raum irgendein Denkmal aufbauen. Keine Frage, darüber braucht man nicht zu diskutieren. Ich finde, wir sollten versuchen, in der Erinnerungs- und Denkmalkultur einen gesellschaftlichen Konsens zu bewahren, der aber auch Kontroverse aushalten muss.

Torben Giese:

Frau Seidu, wie könnte denn die Rolle der Bürger*innen in solchen Entscheidungsprozessen aussehen? Wie könnte man sie beteiligen, und dann auch einen Diskurs führen, der dem Ganzen zum Schluss eine politische Akzeptanz und Legitimität verleiht? Bei welchem Denkmal oder welcher Entscheidung auch immer. Ich glaube, das umschreibt unsere derzeitige Herausforderung ganz gut.

Nadine Seidu:

Die Frage ist natürlich gar nicht so einfach zu beantworten und es wird noch viel Konzept-Arbeit einfließen müssen. Aber grundsätzlich ist es so, dass man Strukturen schaffen muss, die den Bürgerinnen und Bürgern irgendwie auch eine Teilnahme ermöglichen und die Möglichkeit geben, gehört zu werden. Das Denkmal deutet natürlich auch auf eine Gruppe von Menschen hin, die die finanziellen Mittel hatte, sich zu engagieren. Unter diesem Aspekt würde ich den Diskurs gerne abkoppeln. Es sollte nicht am Geldbeutel hängen, ob ich den Diskurs mittragen kann. Außerdem stellt sich die Frage, wie man vielfältige, diverse Gruppe zusammenbringt, sodass sie auf Augenhöhe miteinander sprechen können? Und wie kann ich zum Beispiel auch selbst helfen? Indem ich eine Aufwandsentschädigung zahle? Es den Leuten ermögliche, dass sie einen arbeitsfreien Tag haben und an dem Prozess teilnehmen können? Ich glaube, wenn wir das durchdenken, auch wie unterschiedlich die individuellen Möglichkeiten sind, sich zu beteiligen, bekommen wir schon eine Demokratisierung des Prozesses hin. Neben einem breiteren Bild wird es sicher auch mehr Kontroversen geben als es bislang der Fall war. Aber dann hätten wir es zumindest ausdiskutiert und wirklich auch eine breitere Gruppe der Stadtbevölkerung an dem Prozess beteiligt.

Torben Giese:

Streit muss ja auch nicht immer etwas Schlechtes sein – im Gegenteil. Ich glaube manchmal, dass wir das Streiten in unserer heutigen Gesellschaft verlernen – warum auch immer. Streit ist aber das, was Demokratie auch ausmacht, und nötig ist, um einen Kompromiss zu finden. Davor darf man sich ruhig streiten und sich übereinander aufregen – solange man einander achtet, den anderen Ernst nimmt und ihn nicht der Lüge oder der Unwissenheit bezichtigt.

Ich glaube, das erleben wir auch heute in unserem Gespräch. Wir sind uns nicht immer einig und es gibt verschiedene Positionen, die vollkommen legitim sind. Frau Seidu, Sie haben übrigens vollkommen Recht: Natürlich schafft auch Macht Erinnerung. Ebenso wie Geld. Und Menschen, die keine starke gesellschaftliche Position haben, können schwerer dafür eintreten, erinnert zu werden oder ihre Erinnerungswünsche umgesetzt zu bekom-

men. Das sollte man auch immer bedenken. Lassen Sie uns auch noch einmal auf die andere Frage zurückkommen, die mich und Herrn Weber als Historiker sehr bewegt – nämlich die Relation von Wissen und Erinnerung und die Frage, wie viel historische Wahrheit, ein schrecklicher Begriff, in einem Denkmal stecken sollte. Herr Kienzle von der Stiftung Geißstraße hat einen tollen Satz geprägt: Ein Denkmal sollte nicht falsch sein, muss aber auch nicht richtig sein. Ein weiterer Diskussionsbeitrag auf dem Podium war: Ein Denkmal sollte immer nach der Wahrheit fragen und sich den vielen kursierenden Halbwahrheiten im politischen Diskurs entgegensetzen. Außerdem haben wir in einer Diskussion festgehalten, dass ein Denkmal nicht zwangsläufig auf die neuesten Ergebnisse historischer Forschung Rücksicht nehmen muss. Es braucht auf jeden Fall eine komplexe Betrachtung eines abzubildenden Phänomens und einen umfänglichen Diskurs, um jegliche Darstellung, jeglichen Heroismus und jegliche Beschönigung zu verhindern. Herr Weber, wie sehen Sie das? Wie viel historische Wahrheit sollte in so einem Denkmal stecken?

»Streit muss ja auch nicht immer etwas Schlechtes sein – im Gegenteil. Ich glaube manchmal, dass wir das Streiten in unserer heutigen Gesellschaft verlernen – warum auch immer. Streit ist aber das, was Demokratie auch ausmacht, und nötig ist, um einen Kompromiss zu finden. Davor darf man sich ruhig streiten und sich übereinander aufregen – solange man einander achtet, den anderen Ernst nimmt und ihn nicht der Lüge oder der Unwissenheit bezichtigt.«

Torben Giese

Reinhold Weber:

Es sollte nicht falsch sein, muss aber auch nicht richtig sein. Ich glaube, der Satz lässt genau diese Diskussionsbandbreite offen. Denkmäler sind immer Projektionen. Und Denkmäler und Erinnerungen verändern sich je nach Kontext. Wie bereits erwähnt: Was in den 1960er Jahren

vielleicht erinnenswert und vorbildhaft war, würden wir heute ganz anders interpretieren. Aber trotzdem kann uns der Blick darauf sehr hilfreich sein, denn er zeigt eine Veränderung. Sich damit auseinanderzusetzen, kann wiederum zu einem Lernprozess beitragen. Deshalb von meiner Seite aus nochmals der Appell, Denkmäler nicht zu überfrachten. Ich fand es sehr wichtig, was Frau Seidu vorher sagte: Macht produziert Erinnerungen. Es ist ein guter Ansatz zu sagen, dass wir auch die Menschen einbeziehen müssen, die sich aus welchen Gründen auch immer, sonst vielleicht nicht so stark am öffentlichen Diskurs beteiligen. Vielleicht führt uns das später schon noch zu dem Thema: Wo gibt es in Stuttgart Defizite in der Erinnerungskultur? Ich glaube, auch das sollte nicht zu sehr moralisch aufgeladen sein. Churchill hat mal gesagt: »Yesterday's solutions are today's problems«. Was wir heute ganz toll finden, kann in 20 Jahren schon ganz anders aussehen. Trotzdem sollten wir uns überlegen, welche öffentlichen Erinnerungspunkte wir jetzt oder auch die nächsten zehn Jahre setzen wollen, um die Gesellschaft der Nuller- und Zehner-Jahre widerzuspiegeln.

Torben Giese:

Dazu kommen wir noch. Jetzt gehen wir aber auf die Antworten der historischen Wahrheitsfrage ein, zu der uns ganz viele geschrieben haben. 26 % haben angegeben, dass ein Denkmal immer nach der Wahrheit fragen sollte. Dann haben wir 30 %, die sagen, dass ein Denkmal nicht falsch sein sollte, es muss aber nicht richtig sein. Knapp 33,8 % sagen, dass ein Denkmal eine gewisse Komplexität braucht und man versuchen muss, Heroismus zu verhindern und einen möglichst umfänglichen Diskurs zu führen.

Das ist ziemlich viel Anspruch an ein Denkmal. Frau Neumann, wie ist es aus Ihrer Sicht mit der Relation von Wissenschaft, historischer Wahrheit und Erinnerung?

Edith Neumann:

Ich denke, wenn ein Denkmal am Tag X oder im Jahr X entsteht, dann transportiert es die Wahrheit, die eben zu der Zeit gesehen wurde und für die eine bestimmte Gesellschaftsgruppe gekämpft hat. Es ist dann natürlich ein Ausschnitt, im besten Fall aber eine breite Sicht. In Bezug auf die Historie von Wilhelm II. ist es meiner Meinung nach schon sinnvoll,

Jahre später nochmal zu recherchieren, nachzulesen und sich mit der Geschichte zu beschäftigen, denn er war eine durchaus komplexe Persönlichkeit. In der Erinnerung an Wilhelm II. kann man auch noch mal an den Stellschrauben drehen, was man gerade bei einer Ausstellung tun sollte. Ein Denkmal verändert sich durch seine statische Funktion nicht. Es bleibt einfach als Erinnerung so stehen, es sei denn, man entscheidet sich für den Abriss. Das soll aber wie gesagt nicht die erste Option sein. Es geht vielmehr darum, einen Zeitabschnitt zu dokumentieren. Heute schaut man sich viele historische Denkmäler nochmals genauer an. Auch, was die Darstellung der Persönlichkeiten anbelangt, die meist heroisiert werden. Das klassische Reiterstandbild ist allein durch seine Überhöhung ja beispielsweise kaum zu überbieten. Natürlich darf ein Denkmal heute breiter gedacht werden, das sollte es auch. Aber es stellt eben immer die Gedankengänge einer bestimmten Zeit dar. Es kann nicht vorausschauen und es soll auch nichts verstecken

Torben Giese: Für mich hat sich das in der Umfrage sehr logisch gelesen: Man soll Heroismus vermeiden. Aber geht das überhaupt? Steckt das nicht letztlich hinter jedem Denkmal zu einer einzelnen Person? Sie wird dadurch doch eigentlich immer zum Helden. Kann man dieser »Falle« überhaupt entgehen? Oder muss man vielleicht auch den Mut haben und sagen: Wir wissen das und machen es aber aus dem und dem Grund.

Nadine Seidu:

Das ist eine komplexe und interessante Frage. Ich denke, es gibt nur wenige Ehrungen, die plakativer als ein Denkmal in der Öffentlichkeit sind. Beim Schlagwort Multiperspektivität sollten neue Denkmäler meiner Meinung nach aus unserer heutigen Sicht konzipiert werden, aber wir sollten auch versuchen, einen Schritt aus dieser Sicht heraus zu machen. Mehr Perspektivität bedeutet auch mehr Kritik, was gut so ist. Denn es wurde heroisiert, um keinen Kritikpunkt sichtbar zu machen. Wenn man aber zeigt, wie vielschichtig die Personen sind, ohne nur Schwarz oder Weiß zu sehen, dann gibt uns das ganz neue Chancen, neue Denkmäler zu schaffen, die auch uns künstlerisch inspirieren können.

Torben Giese:

Ja, das ist eine sehr gute Frage, die wir parallel auch in einem Diskurs über Kunst im öffentlichen Raum rund um unsere temporäre Skulpturen-Galerie führen. Lassen Sie uns jetzt aber zur Frage kommen, was uns in Stuttgart eigentlich fehlt: In der Google Forms-Umfrage wollten wir wissen, an welche Epochen und Themen der Stuttgarter Stadtgeschichte heute an einer zentralen Stelle wie dem Stadt-Palais erinnert werden soll. Wie Frau Seidu in der letzten Diskussion sagte, sind etwa Frauen stark unterrepräsentiert. Es fehlt beispielsweise eine angemessene Erinnerung an Clara Zetkin. Das Ehepaar Kienzle war der Meinung, dass an Joseph Oppenheimer noch nicht angemessen erinnert wird.

Aus den Einsendungen der Bürger*innen ging hervor, dass einige der Meinung sind, in Stuttgart werde bereits an alles erinnert. Wir haben aber auch Einwände bekommen, dass man vielleicht an Ferdinand Porsche und Gottlieb Daimler erinnern sollte. Außerdem gab es mehrere Hinweise dazu, dass man nur Denkmäler für historisch bedeutsame Prozesse und Ereignisse machen sollte – und keinen Zeitgeist bezogenen Kontext. Schlussendlich gab es auch jemanden, der vorgeschlug, ein Meta-Denkmal zu setzen – also ein Denkmal über Denkmäler, oder ein Denkmal, das sich selbst in Frage stellt oder kontextualisiert. Frau Neumann, was glauben Sie? Welche Meinung konnte die meisten Stimmen auf sich vereinen? Womit konnten sich die meisten unserer Teilnehmer identifizieren?

Edith Neumann:

Ich denke es ist eine Tatsache, dass Frauen in der Erinnerungskultur unterrepräsentiert sind. Ich weiß aber nicht, ob das jetzt die Frage beantwortet. Meist sitzen doch große Männer auf großen Pferden auf sehr hohen Sockeln. Natürlich gibt es auch andere Denkmäler, aber die Denkmalkultur ist bislang schon sehr männlich definiert und die Schicht der Herrschenden wird stark repräsentiert. Im Zeitalter der Demokratie sind nicht so viele Denkmale entstanden. Ich denke, das müsste sich radikal ändern. Dabei stellt sich zunächst die Frage, was Erinnerungswert ist, und was man will. Wie will man unsere Gesellschaft darstellen? Diskussionen ums Abreißen alter Denkmale sind immer wieder mal virulent da. Aber vielleicht ist das ja auch nur ein Zeichen dafür, dass manches nicht mehr so passt.

Torben Giese:

Auf jeden Fall. Wenn wir uns die Ergebnisse unserer Umfrage anschauen, sind diese schon sehr kompliziert. Wir haben unglaublich viele Einsendungen bekommen, in denen gefordert wurde, Wilhelm an seinen alten Platz zurückzustellen. Das war zwar gar nicht gefragt, aber ich will es nicht verheimlichen. Ansonsten haben wir 26,3 %, die auch denken, dass Frauen unterrepräsentiert sind. 22,4 % ist es wichtig, dass man nicht für alles Mögliche ein Denkmal aufstellen sollte, sondern nur historisch bedeutsame Prozesse. Daraus ergibt sich natürlich wieder die Frage, was diese historischen, bedeutsamen Prozesse denn sind. Wir haben 9,2 %, die tatsächlich auch der Meinung sind, dass wir genug erinnert haben. 9,2 % sprechen Clara Zetkin an, ungefähr 5 % Ferdinand Porsche und Gottlieb Daimler. Wir haben also ein sehr diverses Bild. Herr Weber: überraschend oder nicht überraschend? Wer fehlt, was fehlt Ihnen? Was würden Sie vielleicht noch sehen?

»Wenn man die Denkmal-Definition ernst nimmt und sagt, dass man ein Denkmal zu einer wichtigen Person oder zu einem wichtigen historischen Ereignis aufstellen möchte, dann sollte man sich bei der Entstehung auch die Zeit nehmen, zu diskutieren, den Diskurs zuzulassen.

So wird man am ehesten zu einer Begründung kommen, die auch erst mal bestehen kann.«

Edith Neumann

Reinhold Weber:

Ich bin eigentlich ganz froh über das Ergebnis – zumindest wenn ich jetzt auf die Schnelle drüberschaue. Es ist recht komplex, aber es freut mich ehrlich gesagt, dass der Punkt, dass Frauen in der Erinnerungskultur stark unterrepräsentiert sind, konstanten Zuspruch findet. Diesen Bereich finde ich extrem wichtig und das hat auch nichts mit Heroismus zu tun. Wir

haben ja heute ein ganz anderes Verhältnis zum Heldentum als noch vor 30, 40 oder 60 Jahren. Es hat vielmehr etwas mit Gesellschaft zu tun: Die Hälfte der Gesellschaft ist weiblich, teilweise sogar mehr. Und die findet in der öffentlichen Erinnerung nicht statt. Eine Kollegin von mir erzählte mir einmal, dass sie sich bereits als kleines Mädchen gewundert hat, dass auf den Denkmälern immer nur Männer saßen oder standen. Man merkt auch im Nachhinein, dass die Proportion einfach nicht stimmt. Und da haben wir in Stuttgart wirklich Nachholbedarf. Es waren Frauen, die nach 1945 unglaublich viel geleistet haben. Und es gibt so spannende Namen, so spannende und bewegende Biografien, die im öffentlichen Raum überhaupt nicht bekannt sind. Denken Sie an Jella Lepman oder viele andere Frauen, die nach diesen furchtbaren Jahren Unglaubliches geleistet haben. Das ist der eine Punkt, den ich sehr wichtig finde.

Der andere ist die Tatsache, dass das Thema Einwanderungsgesellschaft fehlt. Stuttgart ist eine Zuwanderungsstadt, zumindest seit dem Kriegsende für die Heimatvertriebenen und die sogenannten Gastarbeiter. Frau Neumann hat die kleine Skulptur in Obertürkheim vorher auch schon angesprochen. Sie sorgte damals schon für seltsame Diskussionen: Soll man sie nur »Der Reisende« nennen oder »Der Ausländer«? Interessant ist auch der öffentliche Umgang mit der Skulptur. Ich glaube, dass heute die wenigsten Menschen, die an dieser Skulptur vorbeilaufen, sie mit »Gastarbeitern« in Verbindung bringen. Sie steht am Bahnhof mit einem Koffer neben sich, viele der Vorbeikommenden haben selbst einen in der Hand. Man könnte hier nun auch sagen: Verfehlt diese Skulptur ihre Aufgabe, hat sich der Kontext verändert usw.? Sollen wir sie deshalb entfernen? Nein, auf keinen Fall. Hochinteressant ist es, sie zu kontextualisieren. Aber zusammengefasst: Stuttgart wurde über Jahrzehnte hinweg durch Migration nachhaltig verändert. Und das Thema fehlt in der öffentlichen Erinnerung weitestgehend. Es fehlt die Würdigung in Form einer Dokumentations- oder Forschungsstelle. Die erste Generation der Gastarbeiter gibt es bald nicht mehr. Ich glaube, da geht uns viel gesellschaftliches, kollektives Wissen verloren. Und es hat einfach auch etwas mit Würdigung zu tun, ohne heroisieren zu wollen. Ich könnte jetzt noch eine Stunde dazu reden. Sie merken, das Thema bewegt mich sehr.

Torben Giese:

Es ist auch enorm wichtig. Das Schöne an dieser Umfrage ist ja auch, dass die Punkte nicht von uns, sondern von den gesellschaftlichen Akteuren kommen. Wir vom StadtPalais sind da ganz Ihrer Meinung und wären dann nun wieder bei dem Thema, dass es die Mächtigen sind, die erinnern und erinnert werden. Und die Menschen, die sich noch keinen vollkommen legitimen Platz in der Gesellschaft erobert haben, haben es natürlich schwerer, im öffentlichen Raum irgendwie Niederschlag zu finden. Frau Seidu, was halten Sie von den Ergebnissen? Was hat Sie überrascht? Wie gehen wir damit um, wenn jemand sagt: Es ist an alles erinnert?

»Aus meiner Sicht muss man sich gerade bei Denkmälern und bei Themen der Erinnerungskultur regelmäßig fragen, ob sie unserer Gesellschaft noch dienen. Ob sie uns als Werkzeug dienen, uns als Gesellschaft in die Richtung weiterzuentwickeln, die wir gehen möchten.

Wenn diese Frage mit »Nein« beantwortet wird, ist es aus meiner Sicht legitim, ein Denkmal zumindest neu zu kontextualisieren oder sogar auch abzureißen.«

Nadine Seidu

Nadine Seidu:

Ich würde vehement widersprechen. Meine volle Zustimmung gibt es hingegen dafür, dass wir mehr Frauen würdigen müssen. Vollkommen unterrepräsentiert sind ja aber auch ganze zeitliche Epochen, wie etwa die Kolonialgeschichte. Daraus ergibt sich die Frage, wer eigentlich gehört wird. Sind das Menschen, die vom Kolonialismus betroffen waren oder eben Gastarbeiter? Ich behauptete mal ganz wagemutig, dass wir ein anderes Ergebnis hätten, hätte die Umfrage beispielsweise in Communities stattgefunden, in türkischen Vereinen oder in der

schwarzen Community. Das sehe ich als meine zukünftige Aufgabe – immer auch die Ohren zu spitzen und bei den Menschen und verschiedenen Gruppen nachzufragen. Denn man erreicht mit seinen Projekten nicht immer alle. Ja – es gibt viel zu tun.

Torben Giese:

Ich glaube, dass das ein großes Problem dieser Diskurse ist. Wir tun vielleicht so, als ob wir demokratisch sind, aber gefühlt diskutieren auch wieder nur alte weiße Männer unter sich. Ich stimme Ihnen zu: Das ist eine schwierige Aufgabe, die wir als Kultur gemeinsam gehen müssen. Ziel soll es sein, mehr Menschen zu begeistern, bei solchen Formaten wie heute Abend und Umfragen mitzumachen. Und da komme ich zum nächsten Problem: Vielleicht interessieren sich diese Communities gar nicht für Wilhelm II. Er ist nicht ihr König – genauso ist es vielleicht bei jungen Menschen, die gerade 20 sind. Oftmals erreicht man genau diejenigen, die mitdiskutieren müssten, eben nicht – und das ist das Problem. Wenn Sie Lösungen finden, wären wir Ihnen sehr dankbar.

Edith Neumann:

Ich will nochmal bestärken, was gerade gesprochen worden ist. Die Diskussion um die Figur »Der Ausländer« ist sehr spannend, weil die Geschichte Wogen geschlagen hat. Die Skulptur wurde für eine Stadt entworfen, die sie dann doch nicht haben wollte. Erst Jahre später fand die Figur in Obertürkheim ihren Platz – allerdings unter der Bedingung, den Namen zu entpolitisieren. Es entstand »Der Reisende«, der seinen Ort auch zweimal geändert hat. Eine Sache, die wir auch bei unserem Wilhelm haben: Wo steht die Figur wirklich richtig und wo soll sie bleiben? Der Diskurs um den Ausländer war jedenfalls spannend, und im Gegensatz dazu ist Kaiser Wilhelm II. einfach auf den Karlsplatz gestellt worden, ohne jegliche Diskussion.

Torben Giese:

Ich möchte eine Frage in die Runde werfen, ohne jemanden anzusprechen: Denkmäler sind ja ziemlich personenzentriert. Ist es nicht vielleicht auch an der Zeit, sich an andere Dinge zu erinnern, als nur an Personen? Ist diese Debatte zu personenzentriert geführt und muss man vielleicht anders rangehen? Wie gefällt Ihnen dieser Gedanke?

Edith Neumann:

Es gibt in der Tat viele Ereignisse, die es wert sind, daran zu erinnern. Ein sehr wichtiges und nicht personenbezogenes Denkmal steht am Stuttgarter Killesberg. Es erinnert an den Abtransport der jüdischen Mitbürger*innen. Es gibt also durchaus auch Erinnerungen, die sich auf die Geschichte und Ereignisse beziehen. Für mich ist das auch ein Weg, wie wir erinnern können. Sei es die Auswanderung, die Einwanderung, diverse Communities. Wobei es auch da oft schwierig ist, dies von Personen zu lösen.

Reinhold Weber:

Das ist ein sehr anregender Gedanke, und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Die Erinnerung mit öffentlichen Denkmälern an einzelne Personen verengt natürlich immer den Blick. Andere Formen der Erinnerung bieten viel mehr Möglichkeiten, Bandbreite darzustellen, auch eine gewisse Kontroverse abzubilden. Und somit genau das zu tun, was ich vorher meinte – mehr Toleranz in die Erinnerungskultur zu bringen. Es gab schon in den 1990er Jahren Initiativen in Stuttgart, die aber versandet sind. Man wollte zum Beispiel in Stuttgart einen Erinnerungsort oder Gedenkweg zum Thema »Drittes Reich« errichten und die einzelnen Punkte, die es in der Stadt gibt, miteinander verknüpfen. Über solche Lern- oder Erinnerungswege könnte man Menschen, die in der Stadt wohnen, aber auch Besucher*innen in die Stadtgeschichte einführen. Und da kommen wir jetzt wieder zum Thema der Unterrepräsentanz von Frauen. Es wäre doch eine wunderbare Sache in Stuttgart, Erinnerungswege für Frauen zu errichten, oder? Dadurch könnte man eine ganz tolle Vielfalt abbilden – von Jella Lepman bis zur Arbeitsmigrantin. Solche Formen des Erinnerns finde ich persönlich vielfältiger, in sich variabler und diverser. Und eben nicht so verengt und moralisch aufgeladen.

Nadine Seidu:

Das ist ein sehr interessanter Punkt. Sie hatten vorher bereits gesagt, dass Initiativen, die von unten entstehen, auch eine gewisse Kraft haben. Es hat sich in der Stadt beispielsweise schon eine ehrenamtliche Gruppe gefunden: »Queer Feminismus« will die Geschichte von Frauen und queeren Personen in Stuttgart aufzeigen. Es gibt auch eine Gruppe mit über

zehn Aktiven, die sich der Kolonialgeschichte widmet und sagt: Wir brauchen einen Stadtrundgang zum Thema! Man merkt also schon, dass es in den ehrenamtlichen Gruppen brodelt – und genau dieser Ansatz ist breit gefächert und darf auch kreativ sein, ob Denkmal oder Streetart. Das ist ein ganz neuer Horizont, auch für tolle gesellschaftliche Diskurse.

Reinhold Weber:

Frau Seidu, ich gebe Ihnen völlig Recht. Wenn ich noch einen Satz dazu sagen darf: Mit solch einem Ansatz ist man zum Beispiel auch aus dieser Zentrierung auf Clara Zetkin raus. Sie ist natürlich eine hochinteressante, aber auch eine historisch sehr kontrovers beurteilte Persönlichkeit, keine Frage. Sie spielte in der Stadtgeschichte eine Rolle, die ihr niemand nehmen soll und will. Aber es gab eben auch viele andere Frauen, die auch eine Rolle gespielt haben. Und in diesem Ensemble wird es doch erst interessant: Die Vielfalt ist es, die die Gesellschaft ausmacht. Das kann man doch wiedergeben, in welcher Form auch immer. Und wenn es von unten wächst, ist es das Allerbeste.

Torben Giese:

Da können wir uns nur anschließen, denn beim Erinnern geht es ja auch immer um Authentizität. Und die kann nicht nur an den Ort gebunden sein, sondern auch an die Menschen, die sich erinnern. Lassen Sie uns zur letzten Frage gehen, bei der wir nach den Strukturen des Erinnerns gefragt haben, was wir vielleicht anders machen müssen, und wo die Defizite sind. Die Frage lautete: Welcher Position zum Erinnern in der Zukunft können Sie sich anschließen?

1. Stuttgart sollte verstärkt auf digitale Formen des Erinnerns setzen.
2. Denkmäler im öffentlichen Raum in Stuttgart sollten in Zukunft vor allem temporär sein.
3. Stuttgart benötigt ein gesellschaftlich akzeptiertes und politisches Verantwortungskonzept des Erinnerns im öffentlichen Raum.
4. Die bestehenden Denkmäler müssen zukünftig besser gepflegt und umsorgt werden.

Frau Seidu, das wird ja alles irgendwann arbeitsrelevant für Sie. Was glauben Sie?

Was haben die meisten Menschen angeklickt?
Wo schließen Sie sich am ehesten an?

Nadine Seidu:

Ja, in dieser Frage sind tatsächlich meine Tätigkeiten der nächsten Jahre vorgegeben. Ich würde sagen: 3. Es benötigt ein gesellschaftlich akzeptiertes und politisches Konzept und bin jetzt auch ganz gespannt auf die Ergebnisse.

Torben Giese:

Sie haben den Nerv der Teilnehmer*innen getroffen, Frau Seidu. 60 % sehen einen großen Bedarf für ein gesellschaftlich akzeptiertes und politisches Verantwortungskonzept. Gerade mal 12 % der Teilnehmenden wollten, dass man auf digitale Formen setzt und noch weniger sind der Meinung, dass Denkmäler temporär begriffen werden sollten. Herr Weber, ich glaube, das ist auch ein Großteil Ihrer Arbeit in der Landeszentrale. Wie kommt man denn zu so einem gesellschaftlich akzeptierten, politischen Verantwortungskonzept? Mit Sicherheit ist das ein steiniger Weg und ich glaube, es gibt dafür auch keine Patentrezepte.

Reinhold Weber:

Nein, es gibt keine Patentrezepte. Wichtig ist aber möglichst viel Beteiligung, eine möglichst große Vielfalt und möglichst viele unterschiedliche Stimmen zu hören. Die Realität ist natürlich oft viel schwieriger. Mein Appell geht nochmals in die Richtung Vielfalt und Toleranz. Wir müssen, so glaube ich, unsere Gesellschaftsform wieder herstellen.

Herr Giese, Sie haben vorhin gesagt, dass wir das Streiten verlernt haben. Das sehe ich auch so. Und ich sehe ein bisschen die Gefahr, dass wir zu sehr verlangen, Toleranz walten zu lassen. Wir sollten aber auch den öffentlichen Raum wieder dazu bringen, unterschiedliche Meinungen aushalten zu können – solange sie sich im Rahmen des Anständigen bewegen, keine Frage. Sonst laufen wir Gefahr, die Gesellschaft immer stärker in kleine Gruppen, in einzelne Identitätsgruppen, kleine Teilgruppen aufzuspalten. Und ob uns das auf die Dauer gut tut, wage ich stark zu bezweifeln. Ansonsten gilt einfach nur Vielfalt. Das ist wie wenn man Sie als Direktor des StadtPalais fragt: Nutzen Sie E-Mail oder Twitter? Sie können sich nicht entscheiden. Sie müssen alles bespielen. Sie müssen online bespielen.

Sie müssen alle Formate bespielen. Und das gilt im Grunde auch für die Erinnerungskultur.

Torben Giese:

Vielen, vielen Dank. Frau Neumann, ich richte die letzte Frage an Sie. Ein Teilnehmer der Umfrage lieferte einen interessanten Hinweis auf die Frage, was man denn erinnern muss. Er war der Ansicht, man müsse an gar nichts mehr erinnern, weil die Dauerausstellung des StadtPalais bereits alles enthält. Das gefällt uns natürlich hervorragend. Aber da kommen wir zu der anderen Frage, und zwar, ob wir uns beim Thema Erinnern zu sehr auf diese Denkmäler versteifen und ob sich solche Dinge wie Ausstellungen nicht viel stärker emanzipieren müssten?

Edith Neumann:

Ich finde auch, dass man alle Mittel des Erinnerns nutzen sollte, in jeglicher Form – sei es draußen im öffentlichen Raum, sei es durch diverse Veranstaltungen. Ich möchte dazu noch sagen: Führungen für Frauen gibt es schon seit vielen Jahren in Stuttgart, und das ist auch gut so.

Mir selbst gefällt der Denkmalbegriff nicht so wirklich, weil ich ihn nicht mehr so ganz passend finde. Wir hatten selbst in Stuttgart bereits nach dem Zweiten Weltkrieg das Kunst-am-Bau-Gesetz, das es ermöglichte für jeden städtischen und staatlichen Neubau Kunstwerke zu realisieren. Wenn wir das Thema Kunst im öffentlichen Raum betrachten, sind wir offener in dem, wie es dargestellt wird und wie es steht. Es braucht keinen hohen Sockel, sondern eine überzeugende Aussage. Dann könnten wir uns auch von dem Begriff lösen, der für mich auch zu statisch ist. Das wird er ein Stückweit immer sein, aber wenn wir es schaffen, ihn im Sinne von Kunst im öffentlichen Raum aufzubrechen, sind wir sicherlich auf einem entspannteren Weg. Statt immer diese emotional aufgeladene Thematik zu haben. Wenn wir also den Begriff dabei vergessen und sagen: Wir wollen erinnern. An was erinnern wir und wie?

Torben Giese:

Vielen, vielen Dank für dieses ganz große Schlusswort. Erinnern ist etwas Aktives. Ich denke, das ist ein ganz wichtiger Punkt. Aber Herr Weber, gerne nochmal das Wort an Sie.

Reinhold Weber:

Ich würde Frau Seidu gerne in dem bestärken, was sie vorher gesagt hat. Es ist eine ganz wichtiger Aspekt, Räume des Erinnerns zu ermöglichen, und Bevölkerungsgruppen in diesen Prozess mit einzubinden, die sich sonst nicht beteiligen. Nicht die älteren grauhaarigen Bildungsbürger*innen, sondern Menschen mit Zuwanderungsgeschichten in all ihrer Vielfalt und so weiter. Mit ihnen sollte man gemeinsam in den Diskurs eintreten und zu fragen: Wo ist denn euer Platz in der Gesellschaft? Fühlt ihr euch in dieser Gesellschaft repräsentiert? Wie identifiziert ihr euch mit dieser Gesellschaft? Wie kann man das im öffentlichen Raum darstellen? Dieser Weg und Dutzende weitere Fragen fände ich für eine Stadt wie Stuttgart sehr, sehr spannend. Wenn sie diesen Weg gehen wollen, dann wünsche ich Ihnen ganz viel Erfolg und Mut und Kraft.

Torben Giese:

Noch ein schöneres Schlusswort. Frau Seidu, möchten Sie abschließend noch etwas dazu sagen?

Nadine Seidu:

Genau das, also die Multiperspektivität der Erinnerungskultur ist ein erstrebenswertes Ziel und wird jetzt mit einer anderen Kraft, mit der Einrichtung der Koordinierungsstelle, vorangetrieben. Ich glaube, es wird eine sehr interessante Zeit und ich freue mich darauf, dass wir sie auch gemeinsam begehen können.

Torben Giese:

Auf jeden Fall. Ich glaube, das ist auch ein ganz wichtiger Punkt, der uns als StadtPalais schon immer auszeichnet. Egal, wer uns jetzt hört: Schreiben Sie uns, wenn Sie Projekte und wichtige Erinnerungen haben, die Ihnen auf der Seele brennen. Wir sind offen für alles und jeden. Wir brauchen Menschen, die sich engagieren, die eine Message haben und authentisch sind. Wir können zwar für Dinge authentisch sein, aber eben nicht für alles. Und dafür brauchen wir Menschen, denen wir eine Bühne geben. Vielleicht ist Frau Seidu für uns alle eine Chance, so zu Netzwerken, dass noch mehr Menschen zu uns kommen. In unserem langen Diskursjahr sind wir nun noch nicht einmal bei der Halbzeit angekommen. Um ein bisschen Werbung für das zu machen, was noch kommt: Es geht mit Frau Neumann weiter. Sie wird die Gesprächsreihe führen – und zwar weg von der Theorie der Erinnerungskultur hin zu Wilhelm und dem Königreich Württemberg. Sie wird noch vor der Ausstellungseröffnung die verschiedenen württembergischen Könige und Vorgänger von Wilhelm II. mit hochkarätigen Gästen durchgehen und sich der Frage widmen: Was bedeutet das Königreich für uns heute, für unsere Gesellschaft und für die historische Entwicklung? Machen Sie bitte weiterhin bei unserer Umfrage mit. Frau Seidu wird die eine oder andere Idee sicherlich mitnehmen – und wir werden das auch begleiten, bis wir am Ende der Ausstellung im März 2022 vielleicht wirklich gemeinsam, gesellschaftlich akzeptiert und politisch verantwortlich entscheiden, wo Wilhelm II. schlussendlich stehen soll.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und Ihre tollen Beiträge! Das hat mir großen Spaß gemacht.

